Wilde Welt.

Gesammelte Erzählungen

von

Friedrich Gerstäcker.

Erster Band.

Leipzig,
Arnoldische Buchhandlung.
1865.

Inhaltsverzeichniß.

In den Pampas.

I.

Ueber die Steppe brauste der Pampero. Scheu duckte sich das Wild ins hohe Gras, das einem wogenden See fast täuschend ähnlich sah; die Heerden drehten dem Sturm das Rücktheil zu, senkten die Köpfe und schlossen vor den peitschenden Tropfen die Augen. Nur der Strauß kauerte sich der Windsbraut gerade entgegen, dicht auf den Boden nieder, streckte den langen Hals voraus, den Kopf unter irgend einem Grasbüschel bergend, und ließ das Wetter über seine dicht angeschmiegten Federn ziehn.

Der Himmel war schwarz umzogen, grelle Blitze zuckten oft durch die düsteren Wolkenschleier und von Zeit zu Zeit schlug ein schwerer Schauer auf den Boden nieder, unzählige kleine Lachen bis zum Rande füllend.

Ueber die Steppe, mit dem Sturme brausten auf schäumenden keuchenden Rossen zwei Reiter — wilde,

abenteuerliche Gestalten wie die Scenerie, die sie umgab, und prächtig zu ihr passend.

Der Eine von ihnen war ein Indianer, der Andere ein Weißer — ein Gaucho oder Eingeborener des Landes, nur von weißen Eltern abstammend, aber Beide hatte die Steppe groß gezogen, Beide hatten von Jugend auf die freie grüne Ebene um sich gesehen und mit Bolas *) und Lasso das scheue Wild gejagt,

*) Es wird nöthig sein, gleich von vorn herein die Bolas, eine den Südamerikanern eigenthümliche Waffe für alle Solche zu beschreiben, die sie noch nicht kennen. Die „Bolas" bestehen aus drei, in Rindshaut fest eingenähten, etwa 2—3½ Zoll im Durchmesser haltenden Steinen, — nicht selten auch, wo es sich die Steppenbewohner verschaffen können, aus kleineren Stücken Blei, die jedes an einem etwa vier bis fünf Fuß langen Streifen ungegerbter Haut befestigt sind, und zu einem Mittelpunkt zusammenlaufen. Der Werfende erfaßt die eine Kugel, schwingt die anderen beiden um den Kopf, und schleudert sie dann, mit einer gewissen Biegung der Hand, nach vorn. Im Wurf streben die schweren Gewichte auseinander und während sie sich, ein etwa acht Fuß im Durchmesser haltendes Dreieck bildend, rasch umkreisen, schlagen, sobald der eine Stein, oder das Seil, an dem er befestigt ist, einen Gegenstand trifft und dadurch Widerstand findet, die anderen beiden mit Gewalt umher, umschlingen und verwickeln was sie fassen, und treffen oft mit tödtlicher Gewalt, was also in den Bereich ihrer Schwingung gebracht wird.

Im Krieg bedienen sich die Indianer auch nicht selten einer einzelnen schweren Kugel, oder eines eben so eingenähten Steines, an kurzem Riemen, den sie mit furchtbarer Sicherheit zu schleudern verstehen.

und Beiden war das wackere Roß, das sie im Fluge über die Ebene trug, so unentbehrlich zum Leben geworden, daß sie sich eine Existenz außer dem Sattel kaum noch denken konnten.

Beiden Reitern, dazu gleich abgehärtet gegen Wind und Wetter, wie sie waren, schien das Element, in dem sie sich bewegten, gerade wie eigens für sie gemacht, und doch hatten Beider Sphären bis noch vor wenigen Tagen weit, weit auseinander gelegen.

Don Diego war einer edlen Familie entsprossen, die noch jetzt in Montevideo die höchsten Ehrenstellen bekleidete, und wenn auch in den Pampas erzogen, hatte er doch in Montevideo selber eine so gute und tüchtige Erziehung genossen, wie sie ihm Süd-Amerika nur bieten konnte. Sein Begleiter dagegen, Osantos, ein Häuptling der früher mächtigen Nybygaren, war ganz und durchaus ein Wilder, von der mit einem wollenen Tuch umwundenen Stirn bis zu den Zehen nieder, die in der von einem Pferdebein gestreiften Haut staken. So verschieden sie aber sonst auch handeln und denken mochten, in diesem Augenblick schien Beiden ein gemeinsames Ziel gesteckt, und dicht neben einander hin brausten die Pferde, und schnaubten mit den Nüstern, wenn ein grellerer Blitz als vorher

aus den Wolken zuckte und schmetternder Donner prasselnd hinterdrein über die Steppe brach.

Der Abend dämmerte schon — lange Reihen von Wildenten strichen schwirrend an ihnen vorbei — ein paar mal schreckte ein Casuar dicht vor den Hufen ihrer Pferde auf, daß die Thiere scheu zur Seite stoben, oder ein Hirsch fuhr aus seinem Bett empor und floh in weiten Sätzen die Steppe entlang. Aber keiner der Reiter drehte auch nur den Kopf nach dem Wild. Ihre Ponchos um sich her geschlungen, die Zügel fest in der Faust, mit scharfem Blick dabei am Boden spähend, die vielen kleinen Erdlöcher zu vermeiden, die der dachsartige Viscacho in die Erde gegraben, flogen sie dahin, kein Wort mitsammen wechselnd, bis ihnen plötzlich aus der Ferne einige matte Lichtstrahlen entgegenfunkelten.

Beide hatten die glänzenden Punkte zugleich gesehen — Beide zügelten zugleich ihre Pferde ein und der Indianer, mit seiner langen Lanze dorthinüber deutend, sagte in spanischer nur wenig gebrochener Sprache:

„Dort, Don Diego — dort liegt Cruzalta — Ihr könnt den Weg dahin nicht mehr verfehlen — haltet Ihr Euch aber noch ein klein wenig mehr links, so trefft Ihr die Räderspuren der letzten Mendoza-Caravane, die gerade darauf zuführen.

„Und Du willst jetzt zurück, Osantos?"

„Noch nicht," lachte der Wilde. „Erst denke ich mir den Platz da drüben einmal selber ein wenig anzusehen — aber wir dürfen nicht Beide zusammengetroffen werden."

„Nimm Dich in Acht. So viel ich weiß, liegt argentinisches Militär darin," warnte ihn sein Gefährte.

„Und wenn auch," zischte der Wilde, während sein Auge glühte. „Sie müssen rasch in den Sätteln sein, wenn sie dem Strauß der Pampas in der Nacht folgen wollen — und in den Bereich meiner Bolas wagen sie sich doch nicht."

„Aber sie führen Gewehre."

„So viel für ihre Gewehre," knurrte der Indianer finster vor sich hin. „Im Dunkeln, wenn ich nur die Gestalt sehe, treffe ich mit meiner Bolas den Punkt — die Gewehre schießen vorbei am hellen Tag. Habt keine Sorge um mich Señor — ich bin mit meinen Leuten an dem bestimmten Ort und zur rechten Zeit."

„Aber ich kann Dir bessere Nachricht bringen, wie Du selber je im Stande wärst, sie Dir zu holen," rieth noch einmal der Weiße ab, „und wenn sie Dich fingen, wäre unser ganzer Plan mißglückt."

„Mich fangen“ — lachte der Wilde, nur bei dem Gedanken an eine solche Unmöglichkeit — „sie sollen's versuchen. — Nein; ich will selber sehen — und jetzt genug. Hei wie das stürmt, als ob es die Pferde vom Boden heben und mit fortreißen wollte. Aber gut — gut — bei solchem Wetter liegen die argentinischen Schufte bei ihrem caña in den Pulperien *) und durch die Fenster kann man ihre Köpfe zählen. — Auf Wiedersehen, Señor — und nehmt Euch selber in Acht, daß sie in Euch nicht den Unitarier erkennen. Ihre Messer sind scharf — ihre Hand ist schnell und Rosas liebt die rothe Farbe des Blutes.“

„Den Tod über sie; ich fürchte sie nicht,“ zürnte der Reiter, fast unwillkührlich aber dabei nach der eigenen Waffe, seinem Messer, greifend, ob sie noch zum Gebrauch bereit säße — „auf Wiedersehen denn Osantos — doch ich kann Dir keine Zeit bestimmen.“

„Vergeßt das Zeichen nicht,“ mahnte der Indianer.“

„Bei dem Wetter aber zieht der Rauch am Boden hin“! rief Diego.

„Der Pampero hat bald ausgetobt,“ sagte der

*) Caña, ein geistiges Getränk — der Vorlauf von Rum — pulperia, die Schenke.

Wilde — „schon dreht er sich nach Süden herum. Morgen früh weht kein Luftzug."

„Desto besser dann, und nun a Dios Compañero," und mit den Worten preßte er die Flanken seines treuen Thieres, das scharf mit den Nüstern schnaubend den schönen Kopf auf und nieder warf. Und über die Steppe hin flog der Reiter, den fernen Lichtern entgegen, die ihm durch den dämmernden Abend entgegen funkelten.

Still und regungslos in dem Sturm hielt dagegen der Indianer, den Blick auf die Gestalt des Reiters geheftet, so lange er ihr in der Nacht mit den Augen folgen konnte. Sein brauner, mit weißen und schwarzen Fäden durchwebter Poncho schlug und flatterte im Winde, und wild und wirr peitschte ihm das lange nasse Haar um die Schläfe. So arg tobte dabei der Sturm über die Steppe, daß er die wohl vierzehn Fuß lange Rohrlanze nicht einmal gerade emporhalten konnte, und sie vor dem heulenden Orkan senken mußte. Aber das Alles kümmerte ihn wenig genug, denn seit seiner Kindheit war die Steppe seine Heimath, und er mit allen ihren Freuden und Schrecken von Jugend auf so vertraut geworden, daß er den rasenden Pampero so wenig achtete, wie den leisen Süd-Ostwind und tief blauen Himmel. Er kam eben und brauste vor-

über — Pferd und Reiter wandten ihm nur den Rücken und ließen ihn seine Wuth an dem wehenden Grase der Pampas verschwenden — nicht einen Zoll breit konnte er sie von ihrer Stelle rücken.

Eine volle Stunde blieb er so halten wie eine dunkele, aus schwarzem Marmor gehauene Statue; der Regen peitschte nieder und der Donner rollte, die ganze Natur schien in Aufruhr — aber er rührte und regte sich nicht, und selbst das Roß schien sich endlich, so ungeduldig es im Anfange in sein Gebiß geschäumt diesem regungslosen Ausharren ergeben zu haben. Es senkte den Kopf und lehnte sich gegen den Wind, das Zeichen des Reiters erwartend, wenn sie ihre dunkele Bahn fortsetzen wollten.

Endlich schien Osantos die rechte Zeit gekommen, das Lager seiner weißen Feinde zu besuchen. Langsam griff er die Zügel wieder auf, und nach seinen Waffen fühlend, nach Lasso und Bolas, ob Beide zum Griff bereit säßen, und das Messer bequem im rauhen Bota oder Stiefel stecke, zog er dem kleinen Ort Cruzalta in einem leichten Trab entgegen.

II.

In Cruzalta herrschte ein lebendiges Treiben. Der Ort bestand allerdings nur aus wenigen einzelnen nie-

drigen Hütten, — Häuser, wie man sie dort nannte, aus sonngebrannten Lehmsteinen aufgebaut, und meist alle mit Rinder- und Pferdehäuten gedeckt, und die Bevölkerung war sonst dünn genug. Die neuen Ausbrüche der im Süden wohnenden Indianerhorden hatten aber die ganze argentinische Republik in Aufregung gebracht, und während der Krieg gegen die sogenannten „Unitarier" in Montevideo fortwüthete, wurden Detachments argentinischer Cavallerie überall in die kleinen Orte an der Poststraße zwischen Buenos Ayres und Mendoza, am Fuße der Cordilleren, gelegt, um die blutdürstigen und raubgierigen Schaaren der Wilden wenigstens abzuhalten, diese Linie zu durchbrechen und das bebaute und reiche Land im Norden zu überfallen.

Eine wirklich malerische Schaar war diese argentinische Reiterei, die auch den Kern der südamerikanischen Truppen bildet. Sie trugen dunkelblaue Ponchos mit weißen Randstreifen und brennend rothem Futter — eben solche Mützen mit langen Zipfeln die um den Kopf herumgelegt und vorn befestigt sind — gleiche Cheripas *) und weiße befranzte

*) Die Cheripa ist ein großes Tuch, das der Argentiner statt Hosen trägt. Es wird mit zwei Zipfeln hinten am Gürtel

Leggins oder Unterhosen; dabei als Waffen: Carabiner, ihre langen Messer, den Lasso, und ein Theil derselben auch Lanzen, um den wilden Horden, mit denen sie zu kämpfen hatten, völlig gewachsen zu sein. Und wahrlich, sie waren es in jeder Hinsicht: weiße Indianer, die sich nur in der Hautfarbe, Uniform und Disciplin von ihren rothen Brüdern unterschieden — aber sonst eben so im Sattel daheim — eben so ein wildes abenteuerliches Leben gewohnt, eben so mäßig in ihren Bedürfnissen, eben so blutdürstig und rachsüchtig in ihren Sitten, diese wilden Gauchos *) der Pampas, aus denen Rosas, der Dictator der argentinischen Republik seine Truppen wählte — aus deren Mitte er selber zum Thron der Republik — die wirklich nur im Spott eine solche genannt werden konnte — emporgestiegen.

Mit dem eisernen blutgefärbten Scepter, das er führte, hatte er bis jetzt auch gewußt die Indianer,

---

befestigt, zwischen den Knieen durchgezogen und vorn wieder in den Gürtel eingesteckt.

*) Gauchos heißen alle die weißen Bewohner der Pampas, die Abkömmlinge der alten Spanier, die im Innern des Landes leben. Die Landessprache ist die spanische, die Religion die katholische, und Argentiner nennen sie sich nur im Gegensatz zu den von ihnen verachteten Indios, denen sie aber sonst fast ganz ähnlich leben.

theils sie zu seinen revolutionären Zwecken benutzend, theils ihnen die volle Macht zeigend, im Zaum und entfernt von den Ansiedelungen zu halten. In letzter Zeit aber waren die braunen Horden wieder vom Süden heraufgekommen und hatten Raubzüge selbst bis in die Provinz Buenos Ayres unternommen, bei denen sie die Heerden zerstreuten oder mit sich führten, die Wohnungen plünderten, die Männer tödteten und junge Frauen und Mädchen in ihre Gefangenschaft schleppten.

Das Gerücht ging dabei, daß sich Einzelne der zersprengten Unitarier ihnen nicht allein angeschlossen, sondern sie von Anfang an aufgehetzt hätten, die Republik zu überfallen und Rosas' Soldaten auswärts zu beschäftigen. So wollte man auch Weiße an ihrer Spitze gesehen haben, ihre Ueberfälle zu leiten; und die Punkte, die sie dazu gewählt, rechtfertigten allerdings den Verdacht, daß sie nicht eben nur auf's Gerathewohl in die Ansiedelung brächen. Und konnte sich Rosas deshalb beklagen? Er hatte mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, die ihm feindlichen Unitarier unterjocht und vertilgt. Messer und Blei hatte zwischen ihnen gewüthet, Blut war in Strömen geflossen und die Banden seiner Henker durchzogen Monate lang Stadt und Land, in die ihnen

bezeichneten Familien einzubrechen und ihre Opfer, oft am eigenen Heerde, abzuschlachten. Die Unitarier übten da nur Vergeltungsrecht, und während Buenos Ayres vor dem Tyrannen zitterte und keiner Klage Laut zu geben wagte, trotzten sie ihm noch in Montevideo, oder durchstreiften einzeln und flüchtig das Land, die Bevölkerung aufzureizen, ihre Ketten endlich — endlich einmal abzuschütteln.

Wehe dem freilich der in Rosas' Hände fiel; sein Tod war schnell besiegelt und Erbarmen nicht zu hoffen. Aber diese Männer kannten auch die Gefahr, die jeden ihrer Schritte bedrohte, und wußten ihr zu begegnen oder auszuweichen, und rüstig und unverdrossen arbeiteten sie der Zeit entgegen, in der sie das furchtbare Joch abschütteln und wieder frei würden aufathmen können in dem schönen Lande.

Don Diego gehörte zu der kleinen Zahl dieser wackern Streiter, die, das eigene Leben nicht achtend, sich mitten zwischen die Späherbanden des Dictators hineinwagten, nicht allein die wahre Gesinnung der Agentiner kennen zu lernen, nein, auch den Tag des Ausbruchs zu beschleunigen. So mit all dem kühnen Unternehmungsgeist seiner Jahre, von jung auf an ein bewegtes und oft gefährliches Leben gewöhnt, und von einem Haß gegen den Usurpator erfüllt, wie wohl

Viele einen ähnlichen, aber Keiner einen heftigern in sich trug, war Don Diego fest entschlossen, seinen Plan durchzuführen oder dabei selber unterzugehen.

Sein Bruder war schon im Kampf gegen Rosas geblieben; sein Schwager, der Gatte seiner Schwester, von Jenes Henkersknechten heimlich in Buenos Ayres überfallen und ermordet worden. Selbst sein Vater war damals nur mit genauer Noth den schon nach ihm ausgesandten Blutrichtern entgangen, und er hatte geschworen nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er die Ketten gebrochen hätte, die sein Vaterland umschlangen.

Die Gefahren, die sich ihm dabei entgegenstellten ermaß er, wie schon angedeutet, nur zu wohl; er wußte aber ebenso, daß mit gewöhnlichen Mitteln Nichts gegen den Dictator auszurichten sei, so geheim wie dieser seine Pläne nur mit sich selbst berieth, so vollständig abgeschlossen wie er sich kaum je dem Volke zeigte, nur durch blutige grausame Thaten zu ihm sprechend und durch die Furcht, die Alles erfüllte, ununterbrochen Alle niederhaltend. Diese Pläne mußten jetzt erforscht werden, — mit welchen Mitteln immer, das blieb sich gleich. Dann sollte das Volk gegen seinen Bedränger aufgestachelt und Schlag auf Schlag gegen ihn geführt werden, bis der Tyrann

erlag und die mißhandelten Provinzen wieder frei aufathmen konnten.

Aber nicht das allein hatte Don Diego dies Mal nach Cruzalta geführt. In Buenos Ayres hatte eine von Frankreich stammende und seinen Eltern befreundete Familie gelebt, die, wie man durch einen Kundschafter in Montevideo erfuhr, sei's durch ihren Reichthum, sei's durch ihre Gesinnung, den Argwohn des allmächtigen Rosas wachgerufen. Diese sollte gewarnt werden und Don Diego hatte es in keckem Jugendmuth unternommen, sich mitten unter die Kreaturen Rosas' hineinzuwagen. Aber er kam zu spät: der Schlag war schon gefallen. Vater und Sohn von dem Mashorqueros ermordet worden, die Mutter vor Gram und Entsetzen gestorben und das Haus, auf dem der Zorn des Dictators lag, verödet. — Das ganze Geschlecht war jedoch nicht ausgestorben. Heimliche Freunde gaben Don Diego die Kunde, daß noch ein Mitglied am Leben sei, eine Tochter, die kürzlich von Frankreich aus einer Erziehungs-Anstalt zurückkehrte. Rosas aber habe sie aus Buenos Ayres hinweg und in das Innere des Landes schaffen lassen — wohin, das wußte Niemand. Ja es wagte auch Niemand darnach zu forschen. Auf wen der Dictator seine Hand gelegt, der galt ja doch für verloren.

Don Diego hatte darauf das Innere des Landes sowohl dieses Mädchens wegen durchstreift, als auch um seine schon lang gehegten Pläne gegen den Tyrannen in's Werk zu setzen. Mit Geld reichlich versehen und sich auf sein eignes Selbst, seinen frischen, fröhlichen Muth verlassend, brach er heimlich von Buenos Ayres auf. Aber vergebens durchstöberte er die ganze Gegend bis San Luis. Dort wurde er von Einem von Rasas' Leuten, einem früheren Bundesgenossen, erkannt und verrathen. Mühsam entging er durch die Flucht den nach ihm ausgesandten Henkern.

Wenn er nun freilich vor der Hand die Hoffnung aufgeben mußte, das verwaiste Mädchen zu finden und zu befreien, so hatte er doch mit Jubel den allgemeinen Haß wahrgenommen, der überall gegen den Dictator in der Bevölkerung herrschte. Gelang es, diesen Haß zu entfesseln, so war Don Diego überzeugt, das ganze Land werde sich erheben. Nur auf den Anlaß dazu kam es an und auf das Auffinden der ersten Mittel des Aufstandes. In dieser Absicht hatte sich Diego wieder nach Buenos Ayres begeben, als er unerwarteter Weise auf einer einzelnen Estancia die Kunde erhielt, daß das von ihm ohne Erfolg gesuchte Mädchen auf des Gouverneurs Befehl nach Cruzalta, einem kleinen Städtchen der Pampas, gebracht wor-

den sei. Dort also lag jetzt sein Ziel, und von früher her mit den Sitten der neuerdings wieder gegen Rosas ausgebrochenen Indianer bekannt, wagte er es sogar, diese wilden Horden in ihren geheimsten Schlupfwinkeln aufzusuchen. Er wußte, wie wenig er sich für jetzt noch auf den Beistand der Weißen verlassen konnte. Eher war auf die Hülfe der Indianer zu rechnen.

Diese Hülfe war ihm denn wirklich durch einen der verwegensten ihrer Häuptlinge, durch Osantos zugesichert worden, und so kühn der Plan auch sein mochte, den sich Diego ausgesonnen, so fühlte er sich demselben doch völlig gewachsen und Kraft und Muth genug, ihn durchzuführen.

Zu schärferem Ritt spornte er nun sein müdes Thier; er fühlte den Sturm nicht, der ihn umtobte, nicht den Regen, dessen kalte Tropfen an seine fieberheißen Wangen schlugen. Vorwärts! Dort drüben wo die Lichter blinkten lag sein Ziel, und dem strebte er mit aller Hast entgegen — wäre es auch nur gewesen den Gedanken zu entfliehen, die ihm zuweilen Herz und Kopf verwirrten, betäuben wollten.

Der Weisung des Indianers folgend, erreichte er endlich die Spuren der Lastwagen, und wenn es auch indessen viel zu dunkel geworden war, sie zu erkennen, witterte doch das kluge Thier die Fährten, und trabte

schärfer aus, den Reiter los zu werden und seine Freiheit für die Nacht zu erhalten. Stall und Futter hatte es doch nicht zu erwarten, denn die freie Pampas war jede Nacht sein Bett wie sein gedeckter Tisch.

Deutlicher wurden die Lichter — schon ließen sich lachende und singende Stimmen unterscheiden, und wenige Minuten später erreichte Don Diego die ersten Gebäude der kleinen aber breiten Hauptstraße von Altacruz, in welcher er indessen keinem einzigen menschlichen Wesen begegnete.

Der Sturm hatte Alles in die Häuser getrieben und das Lager jener Soldaten, die nicht unter ein festes Dach und Fach gebracht werden konnten, war auf der Südseite des kleinen Ortes nothdürftig aus rasch aufgeworfenen Erdwällen und rohen Häuten hergestellt.

Die kleinen Häuser standen allerdings fest verschlossen; aus den engen vergitterten Fenstern schimmerten aber die Lichter vor, und aus dem größten von ihnen tönten, trotz dem heulenden Sturm draußen, der über die Pampas fegte, die munteren Laute einer Guitarre, und die schrille Stimme eines Sängers, die oft von lautem Lachen unterbrochen wurde.

Sorgloses Volk, das mitten in es umgebenden Gefahren seinen heiteren, kecken, vielleicht auch nur leich-

ten Sinn bewahrte. Draußen an etwas geschützten Plätzen waren fortwährend Pferde angebunden, bei der ersten Alarmirung bereit und beritten zu sein; in den Ecken der Gebäude, nahe zur Thür, standen die Waffen, und Lebensmittel hingen gepackt an ihren recados oder Sätteln — aber indessen tanzten und sangen sie, und was die nächste Stunde brachte, mochte die nächste Stunde auch bekämpfen — die jetzige gehörte noch der Lust.

Selten wählten die Indianer übrigens die Nacht zu ihrem Angriff, fast nie den Abend und gewöhnlich brachen sie, wenn sie irgend einen Ort überfallen wollten, mit der frühen Morgendämmerung auf den Feind herein. In Cruzalta fürchteten die Bewohner aber kaum etwas Derartiges, wenn sie auch auf Alles gerüstet blieben, denn der kleine Trupp Militair, der bei ihnen lagerte, sollte die wilden Horden wohl abhalten, hierher ihren Zug zu richten, scheuten sich die Indianer doch vor den Feuerwaffen.

Vor der Pulperia des Ortes hielt der nächtliche Reiter, und während er draußen mit der revenca*) an die Thüre klopfte, rief er als Gruß die frommen Worte: Ave Maria —

*) Die kurze schwere Peitsche aus einem breit geschnittenen Streifen ungegerbter Haut, der in einem eisernen Ringe hängt.

„Purisima!“ lautete die Antwort von innen heraus und gleich darauf wurde die Thür geöffnet. Der Reiter sprang vom Pferd, und Sattel und Zaum abnehmend ließ er sein Thier, ohne sich weiter darum zu kümmern, mitten in der Straße frei. Er wußte, daß er es am Morgen auf dem nächsten Weideplatz schon wieder finden würde.

III.

Im ersten Augenblick schwieg der Lärm bei dem Eintreten des Gastes, denn ein Fremder war, noch dazu in dieser Zeit, eine viel zu seltene Erscheinung in den Pampas, ihm nicht die ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden.

„Gott zum Gruß“, sagte dieser aber, ohne sich weiter viel um die Insassen zu kümmern — „hier Frau Wirthin, habt die Güte und gebt diesem Poncho einen Platz an irgend einem Feuer, denn er ist vollständig durchgeweicht, und für die Nacht werdet Ihr doch kein anderes Bett für mich haben. Bis dahin möcht' ich ihn trocken wissen.

„Nicht einmal einen Platz, wo Ihr Euch ausstrecken könntet, Señor, findet Ihr im Haus,“ klagte aber die Wirthin — „Alles haben die Herren Soldaten besetzt bis in den letzten Winkel.“

„Caramba, Señora, Ihr werdet einen armen Teufel bei solchem Wetter nicht wieder in das „campo“ hinausjagen wollen, lachte dagegen der Fremde. „Die Herren Soldaten werden zurücken, denn ich gehe einmal nicht wieder fort. Cada uno para si, y Dios para todos,“ und mit diesen Worten warf er seinen Poncho ab, unter dem die reiche, malerische Tracht eines jungen wohlhabenden Gauchos zum Vorschein kam.

Er trug die Cheripa, wie alle Anderen, aber vom feinsten buntgewirkten Stoff, und an dem breiten, mit reich verzierten Taschen versehenen Gürtel, der sie zusammen hielt, waren so dicht beisammen gehenkelte Doublonen und spanische Dollars befestigt, daß man die Stickerei darunter kaum erkennen konnte. Sein langes, hinten im Gürtel steckendes Messer zierte ein mit Gold eingelegter Elfenbein-Griff, und die kurze Sammtjacke war mit runden Silberknöpfen dicht und reich besetzt.

Sein Gesicht hatte dabei etwas Edles und Kühnes, und als er den breitrandrigen Panamahut abnahm, auf den Tisch warf und dann die Regentropfen aus dem rabenschwarzen lockigen Haar und dem vollen gekrausten Bart schüttelte, flüsterten die Mädchen mit einander und Don Diego konnte sicher sein, daß er

den schönen Theil der Versammlung schon ganz auf seiner Seite hatte.

Der Officier des kleinen Reitertrupps, der hier auf nichts weniger als kriegerische Weise mit drei jungen reizenden Mädchen am Tisch saß und ihnen kleine Lieder auf einer Guitarre vorklimperte, hatte den Fremden im Anfang mißtrauisch betrachtet. Sein stattlich, ungenirtes Aeußere aber imponirte ihm wieder, und er sagte lachend:

„Dios para todos, ja Camerad — aber nicht für die vermaledeiten Unitarier hoffentlich, die Ihr doch wohl davon ausgenommen habt.“

„Wenig kümmern mich die,“ rief der Fremde gleichgültig, „Herr Wirth, eine Flasche Caña, — oder habt Ihr Mendoza-Wein?

„Vom besten, Señor,“ versicherte der herbeischlendernde Wirth. „Die Caravane, die vorgestern den Ort passirte, hat mir vier von ihren dickbäuchigsten Fässern dagelassen“'

„Vortrefflich, Alter — vortrefflich“, rief der Fremde, sich den Bart streichend.“ „Dann schafft rasch einmal ein halb Dutzend Flaschen herbei. Ich hoffe nicht, daß mich die Herren hier werden allein trinken lassen.

„Caracho, nein“, lachte der Soldat „wenn Ihr

des Gewichtes Eurer Knöpfe so müde seid, so findet Ihr an uns hier die rechten Leute. Aber wo kommt Ihr her?"

„Von Mendoza."

„Den ganzen Weg allein?"

„Und warum nicht?" rief Diego. Ich hatte mich dann nie über schlechte Gesellschaft zu beklagen."

„Aber die Indianer?" sagte der Wirth, der die verlangten Flaschen herbeischleppte, „Heilige Mutter Gottes, mir juckt der Hals schon, wenn ich daran denke, jetzt allein in die Pampas hinauszureiten, wo die rothen Schufte neben jedem Distelbusch im Hinterhalt liegen können."

Bah, so viel für die Rothhäute," sagte der Fremde verächtlich, indem er den Kork von einer der Flaschen warf — die Señoritas trinken doch mit?

Der Offizier warf einen zweifelnden Blick auf die Mädchen, und zum ersten Male schien in ihm der Gedanke aufzusteigen, daß der Fremde, wenn nicht politisch gefährlich, doch persönlich ihm lästig werden könnte.

Eines der Mädchen aber, ein junges frisches Ding von kaum sechzehn Jahren, rief lachend:

„Vielen Dank, Señor, wir nehmen die Gabe an. Der geizige Wirth gäbe uns auch sonst keinen Schluck

von seinem Weine, der selten genug an unsere Lippen kommt."

„Wollt Ihr nicht erst den Mateh *) kosten?" fiel hier die Wirthstochter ein, die hinter dem Tisch saß und gleich bei dem Eintritt des Gastes das übliche Getränk bereitet hatte. „Hier, Josefa, ich kann nicht hinaus — bitte, reiche Du dem Gaste die Bombilla."

Das angeredete Mädchen auf dem Diego's Blick schon so oft geruht hatte, als das unbemerkt geschehen konnte, nahm das kleine Gefäß mit der Röhre, und es dem Gast reichend sagte sie mit einer gar lieben und weichen Stimme:

„Ist es Euch gefällig, Señor?"

Die Sprache die sie gebrauchte, war die des Landes, indem sie sich befanden: spanisch und doch verrieth wieder ein leiser fremder Ton, daß die Sprechende dem Boden eigentlich nicht angehöre. Auch ihr Aussehen zeigte, daß in ihrem Adern kein „castilianisches" Blut rolle, denn unter den castanienbraunen Locken leuchteten ihm ein paar seelenvolle blaue Augen entgegen. Aber um die feingeschnittenen Lippen lag ein bitterer Zug von Schmerz und Leid, ja selbst

*) Der Mateh ist das unausweichliche Getränk der Südamerikaner: eine Art Thee, der besonders in Paraguay wächst und durch eine Metallröhre, die Bombille, getrunken wird.

ihr Lächeln hatte etwas unbeschreiblich Rührendes und Wehmüthiges, wie auch ihr Gewand die dunkle Farbe der Trauer zeigte.

Diego, wie ihr Blick sich zu ihm hob, vergaß in dem Moment fast die Mateh-Colebasse, die sie ihm entgegenhielt.

„Nehmen Sie, Señor."

„Oh, tausend Dank, Señorita — aber — caramba Sie sind keine Argentinerin — nicht in den Pampas wenigstens geboren."

„Nein, Señor," sagte die Dame schüchtern, „ich — "

„Es ist eine junge Dame," unterbrach sie hier plötzlich der Officier — die Tochter eines Cringo *) zwar, die aber unter meinem Schutze steht."

„Ah, wahrscheinlich Französin," sagte der junge Fremde. Er war selber in Montevideo genug mit Franzosen zusammengekommen, sogar ihre Sprache fließend zu reden, ohne, daß er es für zweckmäßig hielt, dem argentinischen Soldaten gegenüber mit einer solchen Kenntniß zu prahlen, die diesem jedenfalls verdächtig gewesen wäre.

Die junge Dame neigte leicht das Haupt, und sich zurückziehend nahm sie den kaum verlassenen Platz

*) Der verächtliche Name für Fremder, d. h. Ausländer.

wieder ein, auf dem sich ihre Nachbarin flüsternd zu ihr hinüberbog. Diego aber, die Mateh-Schale ergreifend und die Bombilla, die eben noch von der Jungfrau Lippen berührt worden an sich ziehend, sog den süßen und heißen Trank ein, und sah dabei wie träumend vor sich nieder.

Der Officier, dem dies Zwischenspiel anfing, unangenehm zu werden, hatte die Guitarre wieder aufgegriffen und fiel nach einigen Accorden in einen der beliebten Tänze jener Gegenden, den er ziemlich geläufig ausführte.

Diego hatte eine ganze Weile diesen Klängen gelauscht und erst der Wirth, der eine Anzahl Gläser und Becher hereinbrachte, störte ihn aus seinem Brüten auf.

„Zum Henker auch, rief er da aus, „wir sitzen hier, während der Regen draußen niederpeitscht, allerdings trocken, aber zu trocken dürfen wir's auch nicht treiben. Ihr Name, Señor?"

„Pasquale Herrero," sagte der Officier.

„Bueno denn, Don Pasquale, hier ist Ihr Becher; füllen Sie ihn bis zum Rand und lassen Sie ihn uns auf das Wohl jener jungen Dame leeren. Señorita, darf ich erfahren, wie Sie sich nennen?"

„Ich weiß nicht," unterbrach ihn der Argentiner,

während das junge Mädchen erröthend vor sich nieder sah, „ob Donna Josefa diese Artigkeit liebt, und in diesem Fall — "

„Schönen Augen dürfen wir zutrinken, Señor," unterbrach ihn aber der Fremde, „Gott hat sie wie die Blumen auf unsern Weg gestreut, sie anzuschauen und an ihrem Glanz uns zu ergötzen. Ihr Lächeln ist der Duft der Blume, und so rauh wir Männer auch sein mögen, die Erinnerung an solch' ein holdes Bild muß manche trübe Nacht, die wir draußen in Sturm und Wetter dann verleben, wieder erhellen und erwärmen. — Donna Josefa soll leben."

Er leerte das gehobene Glas auf einen Zug und der Argentiner mußte sich wohl oder übel, seinem Beispiel fügen. Don Diego ließ ihm aber nicht Zeit, sich zu besinnen. Auch den übrigen jungen Damen schob er Gläser hin, Andere der Gauchos rief er herbei zum Tisch, und auf seinen Wink brachte der Wirth neuen Vorrath, die rasch geleerten Flaschen zu ersetzen.

Das Gespräch wurde jetzt bald allgemein. Don Diego erfuhr, daß eins der jungen Mädchen die Tochter des Wirthes selber, das zweite aber eine Verwandte sei. Donna Josefa war dagegen erst vor kurzer Zeit von Buenos Ayres „als Gast" zu ihnen gekommen.

„Und um wen trauert sie?"

Der Wirth der sich an seine Seite gesetzt hatte, bog sich zu ihm hinüber und flüsterte ihm ins Ohr:

„Bst, Señor — reden wir lieber nicht davon. Rosas, den Gott erhalten möge, hat scharfe Ohren, und ihr Vater und Bruder" — die Worte wurden so leise gesprochen, daß sie der Fremde kaum verstehen konnte — „waren Verräther an der Conföderation."

Diego preßte das Glas, das er in der Hand hielt, so fest zusammen, daß es in Stücken sprang, und der Wein ihm über die Hand und zu Boden lief.

„Caramba, Compañero," rief er lachend aus, „Ihr führt schwaches Geschirr — ein anderes Glas für einen Toast."

„Bravo! stimmte der Officier ein — da seid Ihr mein Mann. So recht: füllt es bis zum Rande. Viva la confederacion — mueran —" *)

„Los Unitarios!" rief rasch Diego, sein Glas erhebend — Tod allen Feinden."

Alles sprang von den Sitzen auf, dem Toast die nöthige Ehrfurcht zu erweisen, nur Josefa, das Gesicht in der linken Hand bergend, blieb sitzen.

„Señorita, wir trinken der Federation," sagte der Officier.

*) Der berühmte Wahlspruch damals unter Rosas war: Es lebe die Federation — es sterben die wilden Unitarier!"

Diego bog sich zu ihr und flüsterte:

„Meinen Toast dürft Ihr trinken.“

Josefa richtete sich auf; sie war den Zwang der Republik gewohnt, und ihr Glas ergreifend, neigte sie es gegen den Fremden und nippte daran. Ihre Blicke begegneten sich dabei, und Diego sah in dem Glühen ihrer Wangen, dem Brennen ihres Auges den furchtbaren Haß, dessen Erfüllung sie von dem Schicksal brünstig erbat, als sie den Becher an die Lippen brachte.

„Ihr aber, Compañero,“ wandte sich der Officier, dem das Betragen der Beiden nicht recht gefiel, plötzlich an den Fremden — „habt bei Eurem Toast die üblichen Beiworte weggelassen — salvajes, inmundos asquerosos Unitarios — die Devise unserer Bänder — doch ich sehe nicht einmal eins bei euch? wo ist das?

„Fragt den Pampero,“ lachte Don Diego, „in welchen Winkel der Pampas er es gefegt hat, wenn er es nicht in diesem Augenblick selber nach Buenos-Ayres hinüberträgt. Außerdem bin ich ein freier Gaucho und kann tragen was ich will.“

„Die Montevideer und die verdammten Unitarier nennen sich auch Gauchos,“ rief der Officier, emporfahrend, „ich hoffe nicht, daß —“

„Musik, Señores, Musik,“ fiel hier der Wirth ängstlich in das Gespräch, denn den Officier durfte er nicht beleidigen, und den freigebigen Fremden hätte er um Alles nicht an seinem Tische missen mögen — „Ihr vergeßt ganz die Hauptsache. Die Señoritas sitzen da und warten *mit* Schmerzen auf die versprochenen Lieder, und die Guitarre liegt stumm und todt auf dem Tisch. Das ist nicht Sitte in den Pampas, wenn Ihr's auch so vielleicht in Buenos Ayres haltet.“

„Wahr, wahr, Amigo!“ rief der Fremde, dem selber daran lag, dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. „Wir dürfen die Señoritas nicht kränken und langweilen. Gebt uns ein Lied, Señor, Ihr spieltet so meisterhaft, als ich das Haus betrat, daß Ihr es mir nicht übel nehmen dürft, wenn ich mehr davon verlange.“

„Dann haben wir nachher einen Rundgesang,“ rief der Wirth, dem fröhlich beistimmend „ich hole alle Guitarren zusammen die zu haben sind. Caramba, das soll ein fröhlicher Abend werden“

Der Officier, durch das Lob des Fremden geschmeichelt, hatte die Guitarre aufgenommen, und ohne seine vorige Frage zu wiederholen, griff er einige Accorde, und schien seine Gedanken zu dem bevorstehen-

den geistigen Wettkampf zu sammeln; Don Diego aber war aufgestanden und zur Thür getreten, zu sehen, ob der Sturm nachgelassen hätte. Der Pampero war auch in der That vorübergebraust; ein ziemlich frischer Südwind strich über die Ebene, und hell und klar funkelten die Sterne am Himmel. Nur fern im Norden lag noch eine düstere Wolkenschicht, und das Wetterleuchten dort drüben verrieth den Weg, den die furchtbaren Gewitter genommen hatten.

Don Diego lauschte die Straße auf und ab. Hatte Osantos wirklich gewagt, den mit Militair erfüllten Ort zu betreten? — Nirgends ließ sich ein Reiter erkennen; die Straße war vollkommen menschenleer, und nur aus einigen der benachbarten Häuser tönte der Klang von Guitarren und Liedern.

Als er in's Zimmer zurückkam, fand er die Tische schon zur Seite gerückt und die Stühle gestellt. — Die jungen Mädchen saßen an der einen Seite der Stube; dicht vor ihnen, und ihnen halb zugedreht, der argentinische Officier, die Guitarre im linken Arm und mit den Fingern der rechten Hand leicht die Saiten im Fandangotact schlagend. Drei oder vier andere Gauchos, die ihm gegenüber saßen, hielten ebenfalls Guitarren in den Händen, und suchten sie alle gleich

zu stimmen, daß der Wechselgesang nicht durch einen Mißton gestört würde.

„Und spielt Ihr auch das Instrument, Señor?" frug der Officier, als Don Diego durch die Stube schritt und die Plätze neben den jungen Damen besetzt findend, einen Stuhl, dem Soldaten gegenüber einnahm.

„Ein wenig wohl" erwiderte der Fremde, „aber meine Hand scheint sich besser mit den Schnüren von Lasso und Bolas, wie mit den dünnen Saiten der Guitarre zu befreunden. Nichts desto weniger ist mir der Gesang das Liebste auf der Welt."

Der Officier nickte lächelnd mit dem Kopf und dann, einige kräftige Accorde als Introduction anschlagend, begann er mit melodischer Stimme ein kleines spanisches Liebeslied, bei dem er ziemlich deutliche Blicke nach der, schweigend vor sich nieder sehenden Josefa warf.

„Sag mir daß Du mich magst, Caramba,
Liebst von ganzem Herzen —
Lieb' ich's, wenn Du mir's sagst, Caramba,
Wollen dann singen und scherzen.
Heute wag' ich es kaum, Caramba,
Alles Dir zu verkünden,
Morgen wird wie ein Traum, Caramba,
Sorgen und Leid verschwinden. —
Sag mir, daß Du mich magst, Caramba,

Liebest von ganzem Herzem
Lieb' ich's, wenn Du mir's sagst, Caramba,
Wollen dann singen und scherzen."

Eines der jungen Mädchen hatte indessen ihrem Nachbar die Guitarre aus der Hand genommen, und mit einem leisen Lächeln präludirend sang sie mit einer glockenhellen Stimme:

„Es sprengt ein Reiter die Steppe her —
Die Hufe berühren den Boden kaum.
Er kam herüber vom weiten Meer —
Und fand in den Pampas 'nen Ombubaum.
Einen Ombu so hoch wie er keinen gesehn
Und oben im Wipfel in Glanz und Licht
Da saß ein Vogel so wunderschön —
Der Reiter verlangt ihn — bekommt ihn nicht."

Rasch griff der Argentiner in die Saiten:

Da nimmt er den Lasso und wirft ihn hinein —
Die Schlinge fliegt aus, und der Vogel ist sein."

In der Ecke saß ein alter Gaucho mit wildem, wirren Bart, den Hut fest über die Augen gezogen. Er hatte bis jetzt mit seiner Guitarre die vorigen Melodien begleitet. Jetzt that er einen schrillen Griff und antwortete mit hoher, komisch klingender Fistelstimme, die Erwiderung des Mädchens nachahmend:

„Der Lasso ist kurz, und der Ombu ist hoch;
Das erste Mal nicht, daß der Wurf ihn betrog."

Die Zuhörer lachten, aber trotzig sang der Soldat:

„Und reicht nicht der Lasso — die Bolas zur Hand,
Die bringen den Vogel gewiß in den Sand.“

Da sang die eine Wirthstochter wieder:

„Ei, wollt Ihr mit Bolas ein Mädchen frei'n,
So möcht' ich Euch rathen, Señor, laßt es sein.
Eine freundliche Statt findet wohl ein gut Wort.
Aber droht mit Gewalt und — der Vogel fliegt fort.“

„Und flög' er auch fort“ — sang der Officier „laß ihn fliegen mein Kind,
Ich sitze im Sattel und folge geschwind,
Den Zügel verhängt und den Lasso zur Hand,
Durch Dornen und Busch und den lockeren Sand,
Wohin er auch flöge, ich bleibe ihm nah
Und setzt er sich einmal — im Nu bin ich da.“

Da nahm Don Diego die neben ihn hingelegte Guitarre, und während keiner der anderen Gaucho's es wagte, dem übermüthigen Soldaten entgegen zu treten, begann er mit leiser, aber wunderbar ergreifender und zum Herzen sprechender Stimme, die aber gegen das Ende des Verses mächtig anschwoll:

„Es war ein Vogel, so wunderschön,
Ich habe noch keinen so weiter gesehn,
Der kam von Osten, weit über das Meer,
Er brachte den Oelzweig im Schnabel her,
Sein Kleid war silbern, mit himmlischem Schein,
Er sang so lieblich — frei sollt Ihr sein!
Er brach die Ketten — des Spaniers Joch.
Er hieß „libertad“ — und heißt so noch!“

„Bravo — bravo!“ jubelten die Gaucho's dem

Sänger zu; der Alte mit dem greisen Bart aber griff wild in seine Saiten und sang mit voller, tönender Stimme:

„Und frei war das Volk und frei war das Land,
Das alle Stämme wie Brüder verband.
Ein Jubelschrei ging vor der Botschaft her,
Vom atlantischen hin bis zum stillen Meer.“

Wieder griff Don Diego einige Accorde und während ihm Alles still und schweigend lauschte und Josefens Auge besonders in wachsender Spannung an seinen Worten hing, begann der Fremde wieder, kaum die Saiten berührend:

„Da kam ein Jäger mit wildem Tross',
Der traf den Vogel mit seinem Geschoß,
Verschwunden war da der Farben Gluth,
Der Vogel zuckte jetzt roth im Blut!“*)

Die Anspielung war zu deutlich und der argentinische Officier, dem das Blut in die Schläfe schoß, entgegnete zornig, dem Fremden ohne Weiteres in sein Lied fallend:

„Du hast ihn bezeichnet den Feigen, Gesell,
Lavalia hieß er — doch mächtig und schnell
Erschien auch der Retter in dieser Noth
Und traf jenen feigen Verräther zum Tod.

---

*) Das grelle Roth war die Lieblingsfarbe des Dictators Rosas und wurde die geheiligte Farbe der sogen. confederacion.

Don Manuel Rosas war es — in Lust
Jauchzt ihm entgegen jedwede Brust,
Sein Schrei aber: Nieder der Schurken Troß
Mueran los Unitarios,
Und hoch auf den Händen, vom Volk gestellt,
Trug es den hohen, den göttlichen Held —
Trug es der Pampas würdigen Sohn,
Mit dem Rufe: Viva la federacion!

Noch hatten sich die Insassen des Zimmers nicht entscheiden können, ob sie, schon aus alter Gewohnheit, in den Landesruf mit einstimmen sollten, als Diego, von seinem Sitz emporspringend, und wild dazu seine Saiten schlagend, einfiel:

„Viva la confederacion!
Den Schrei geb ich mit, den Verräthern zum Hohn.
Viva das Volk und des Volkes Hort,
Die freie Wahl und das freie Wort —
Zu Boden mit Jedem, der wieder versucht
Das Gut uns zu rauben — der frech und verrucht
Den Gaucho auf's Neue mit Ketten bedeckt,
Die Freiheit entehrt und den Namen befleckt,
Und wie er auch heiße, nnd wer er auch sei,
Zu Boden mit ihm, denn der Boden sei frei!"

Es wäre unmöglich, den Tumult zu schildern — den diese wenigen Reime in der Versammlung hervorriefen.

„Viva la libertad!" donnerte der alte Gaucho mit dröhnender Stimme, „viva la libertad!" tobten alle anwesenden Gaucho's im Jubelruf mit ein, und nur der argentinische Officier stand schweigend, zürnend

dazwischen. „Viva la libertad!“ war auch Rosa's Schlagwort, aber er fühlte recht gut, daß die Männer hier die Freiheit nicht meinten, die ihnen der Dictator gebracht, und daß ein gefährlicher, rebellischer Geist in den Burschen stecke. Wie aber war dem zu begegnen?

Noch dauerte die Aufregung, die das letzte Lied hervorgerufen, als eines der Mädchen, das durch Zufall den Blick auf das Fenster geworfen, laut und erschreckt ausrief:

„Los indios! Gott sei uns gnädig.“

Rasch drehte Don Diego den Kopf dorthin; aber er sah nur noch, wie, einem Schatten gleich, ein dunkler Schein vom Fenster glitt.

„Dort, dort war es!“ wiederholte das Mädchen, den zitternden Arm der Gegend zustreckend, wo sie die Ursache ihres Schreckens gesehen haben wollte. Als ihr Aller Augen aber dahin folgten, ließ sich nichts weiter erkennen, und ein Theil der Gäste drängte jetzt der Thüre zu, um die Straße draußen zu untersuchen.

IV.

Nur der argentinische Officier war noch zurückgeblieben und wandte sich, während sich Don Diego wieder auf seinen Stuhl niederließ und sein Glas füllte, an das junge Mädchen, um genauer zu erfahren, was sie so erschreckt habe.

Beatriz, des Wirthes Tochter, konnte ihm aber nichts weiter sagen, als daß sie einen dunklen Kopf mit glühenden Augen am Fenster gesehn und im ersten Augenblick geglaubt habe, es sei ein Indianer. Die Bewohner der Pampas dachten in damaliger Zeit ja fast an nichts weiter, als an jene wilden Horden.

Nun war es schon außerordentlich unwahrscheinlich, daß sich ein einzelner Wilder hier in das von Soldaten gefüllte Städtchen gewagt haben sollte. Außerdem befanden sich aber unter dem argentinischen Militair eine Menge Mulatten und Neger, und jedenfalls hatte einer von diesen — wenn überhaupt Jemand — in das Fenster herein gesehn. Nichtsdestoweniger erforderte es die Pflicht des Officiers, nachzuschauen, und es gefiel ihm nur nicht, den ihm überhaupt verdächtigen Fremden mit den Mädchen allein zu lassen. — Aber was konnte er auch in den wenigen Minuten thun? Er war jetzt Commandirender in Cruzalta, und daß ihm der Fremde da nicht lästig werden sollte, dessen war er gewiß. — Was brauchte ein Officier der argentinischen Republik oder vielmehr des allmächtigen Rosas auch große Umstände zu machen!

Er verließ das Zimmer, und Don Diego saß noch immer ruhig auf seinem Stuhl, nahm die Guitarre wieder und spielte leise und wie in Gedanken ein klei-

nes spanisches Lied. Wieder und wieder schweifte sein Blick nach dem schönen fremden Mädchen hinüber, das sich jetzt mit den Freundinen in die entfernteste Ecke des Zimmers zurückgezogen hatte, und nur Auge und Ohr für dieselben zu haben schien.

Der Wirth, der mit den Uebrigen vor die Thür getreten war, kam jetzt zurück, und sich neben Diego niedersetzend, sagte er lachend:

„Du hast einen schönen Lärm geschlagen, Beatriz, und mir die Gäste im Nu aus dem Haus gejagt. Ihr glaubt gar nicht, Señor welche Furcht die Dirnen vor den Indianern haben. Ich bin fest überzeugt, sie begegneten viel lieber dem leibhaftigen Gottseibeiuns auf den Straßen, als Einem dieser kupferbraunen Burschen."

„Und habt Ihr sie schon hier in der Nähe gespürt?" frug Diego gleichgültig.

„Caramba, ja," sagte der Wirth schnell. „Ausgesandte Spione haben vor einigen Nächten gar nicht so weit von hier entfernt ein Lager der verwünschten Rothhäute angetroffen, — ihre Feuer wenigstens gesehen; denn sie getrauten sich nicht weiter hinan. Als die Soldaten von hier aber am nächsten Morgen dorthin aufbrachen, fanden sie keine Seele mehr daheim. Die Horde war wieder abgezogen, weil sie

die Gegend für doch nicht so ganz sicher halten mochte."

„Und wie stark mag der Trupp gewesen sein?

„Den Zeichen nach funfzig Mann. Die Schurken ziehen ja gewöhnlich in so kleinen Banden umher, um einzelne Hütten zu überfallen und zu plündern und gelegentlich eine Heerde mit fortzutreiben. Der Correo wird einen schweren Stand haben, diesmal durchzukommen. Man munkelt schon wieder davon, daß sie Weiße zu Anführern hätten. Unitarier," — setzte er leise flüsternd hinzu, — „die sich der gerechten Regierung Sr. Excellenz nicht unterwerfen wollen."

„Das alte Lied," sagte Don Diego, mit den Achseln zuckend, — „aber wann glaubt Ihr wohl, Señor, daß der Correo hier eintreffen kann? Ich erhoffe Briefe von Buenos Ayres, und möchte ihn gern erwarten, — Euch jedenfalls bitten, wenn ich früher fort müßte, meine Briefe hier zurückzubehalten. Meine nähere Adresse werde ich Euch noch geben."

„Wenn der Correo überhaupt unter den jetzigen Verhältnissen aus der „Stadt" aufgebrochen ist," sagte der Wirth, „so muß er morgen zu Mittag hier sein. Ich habe ihn eigentlich heute schon erwartet; denn er reitet gewöhnlich am 17. von Buenos Ayres ab und übernachtet in der letzten Estancia.

„Desto besser, dann treff' ich ihn gewiß," sagte Don Diego und die Guitarre neben sich hinlegend, nahm er aus seinem Gürtel ein kleines Stück Papier, schrieb mit einem Bleistift ein paar Worte darauf und schob es zurück. Langsam hob er dabei den Blick und begegnete dem Auge Josefa's, die vor dem Ausdruck in den Zügen des Fremden zusammenschrak. Der Blick galt ihr und barg ein Geheimniß.

„Señor flüsterte da der Wirth an seiner Seite wollt Ihr auf guten Rath hören?"

„Gewiß" sagte Don Diego rasch, „in diesen Zeiten ist ein guter Rath oft so viel und mehr werth, wie eine gute That."

„Gut — so nehmt Euch vor dem — Herrn Lieutenant in Acht."

„Ihr glaubt?"

„Er hat Böses mit Euch im Sinne," warnte der Mann, noch leiser fast als vorher. „Euer freies und keckes Lied über den Dictator — den Gott erhalten möge — ist ihm in die Krone gefahren, und Ihr wißt, eben so gut wie ich es Euch sagen könnte, daß es in jetziger Zeit wenig mehr als eines Verdachtes bedarf, um Leben und Freiheit irgend eines Menschen zu bedrohen."

„Und nennt Ihr das ein freies Land?" lachte Don Diego verächtlich vor sich hin.

Der Wirth zuckte, während er einen scheuen Blick über die Schulter warf, mit den Achseln.

„Don Manuel ist allmächtig," setzte er dann flüsternd hinzu, und „gegen den Stachel kann Niemand lecken. Mir juckt die Kehle schon bei dem bloßen Gedanken, daß ich einmal den Unwillen des — des Herren erregen könnte. Ich beschwöre Sie also —"

„Habt keine Angst um mich, Freund," erwiederte ruhig Don Diego, „übrigens danke ich Euch für die Theilnahme, die Ihr mir bewiesen. Selbst das ist schon mehr als ich zu erwarten hatte — und nun macht Euch weiter keine Sorgen. Ich glaube die Leute kommen zurück; Caramba, wäre es denn nicht möglich, heut Abend einen kleinen Fandango zu arrangiren? Es ist noch früh, und die Zeit vergeht beim Tanze rascher als je. Wie wäre es, Señoritas, wer von Ihnen hätte Lust, daran Theil zu nehmen?"

„Ach, an Mädchen soll es nicht fehlen," lachte der Wirth, damit vollkommen einverstanden. „Wenn's einen Fandango giebt, habe ich in funfzehn Minuten die ganze Nachbarschaft auf den Beinen."

„Und die Indianer?"

„Thorheit, — wer weiß was für ein Mulattengesicht die Dirne gesehen hat. So frech sind die Burschen nicht, daß sie sich in des Tigers Rachen wagen

sollten, Hier Beatriz — hier Marequita, nehmt die Guitarren. Donna Josefa müßt Ihr entschuldigen, Señor — sie trauert um liebe Freunde — nehmt die Guitarren, Mädchen, und beginnt die Melodie. Wir haben der ernsten Stoffe heute gerade genug gehabt."

Don Diego war aufgestanden und seine Guitarre einer der jungen Damen übereichend, bog er sich dabei über Josefa hinüber. — Wieder hatte sein bittender, mahnender Blick sie getroffen, und zusammenschreckend fühlte sie, wie er unter der Guitarre einen kleinen Zettel in ihre Hand drückte. Im nächsten Augenblick trat er zurück, und hatte gerade seinen Platz aufs Neue eingenommen, als die übrigen Gäste lachend und zusammen plaudernd zurückkehrten.

Der Blick des argentinischen Officiers fiel zuerst wieder auf den Fremden, aber die muntern Töne der Guitarre regten in dem lebensfrohen Völkchen rasch die Lust zum Tanz. Die Stühle wurden bei Seite geschoben, die Tische aus dem Wege gerückt, und ein paar junge Gauchos zogen lachend die Wirthstochter mit ihrer Base in die Mitte der Stube und begannen mit ihnen, während die Aelteren der Gesellschaft die Instrumente aufgriffen und ohne Weiteres in den volksthümlichen Tact einfielen, den fröhlichen Fandango.

Der Wirth hatte dabei nicht zu viel versprochen

und in weniger als einer Viertelstunde alles Tanzfähige aus dem kleinen Ort zusammengerufen. Das geschah auf so eigenthümliche wie echt argentinische Art. Sein draußen angebundenes Pferd nämlich besteigend — denn es fällt keinem Gaucho ein auch nur hundert Schritt zu Fuß zu gehen, wenn er nicht nothgedrungen muß — galoppirte er die Straße hinab; an jeder Thür aber zügelte er ein, schrie das eine Wort „Fandango" hinein und sprengte dann weiter. Große Toilette brauchten die Damen ebenfalls nicht zu machen; sie warfen ihre Mantilla um, und der Anzug war vollendet. Wie auch immer dabei die politischen Verhältnisse des Landes standen, ja, wenn die Indianer selber draußen im Lager gewesen wären und sie bedroht hätten, der Aussicht auf einen Fandango würden sie doch nicht haben widerstehen können, — noch dazu mit einem Lieutenant und zwei Fähndrichen im Ort. Wer wußte denn, ob ihnen solche Gelegenheit so bald wieder geboten wurde.

Bald nahm auch der Tanz Aller Aufmerksamkeit vollkommen in Anspruch. Während ihn aber im Anfang ein und zwei Paare abwechselnd aufführten, trat, wie der Abend weiter vorrückte, auch wohl eine einzelne Señorita auf. Stumm und lautlos schauten ihr dann die Uebrigen zu; aber ein Beifallssturm

lohnte sie, wenn sie den schwierigen Anforderungen dieses Tanzes vollkommen genügt hatte. Ja, nicht selten flogen auch kleinere Silbermünzen, selbst Dollare, in den Ring, als ehrendes Geschenk für die Tänzerin, das sie mit einer freundlichen Verbeugung acceptirte und selber aufhob.

Don Diego hatte sich von alle dem ziemlich zurückgehalten. Es schien fast, als ob er noch einmal Gelegenheit suche, sich Josefen zu nähern. Wäre das aber wirklich der Fall gewesen, so vereitelte sie der argentinische Officier vollkommen, indem er das trauernde Mädchen nicht aus den Augen ließ.

Wohl hatte Don Pasquale sogar versucht, sie, trotz allem Weigern, dazu zu bewegen, an dem fröhlichen Tanze Theil zu nehmen; aber sie wies ihn jedesmal, wenn auch nicht unfreundlich, doch ernst zurück, und er ließ sich endlich an ihrer Seite nieder, suchte die Hand zu ergreifen, die sie ihm jedoch entzog, und knüpfte ein leises, lebhaft geführtes Gespräch mit ihr an, das dem schönen Mädchen bald die Thränen in die Augen trieb. — Und dazu tönten die Guitarren, jauchzten die Zuschauer und hüpften die lachenden Tänzer und Tänzerinnen lustig im Zimmer auf und ab. Don Diego konnte den Anblick endlich nicht länger ertragen.

Er sprang auf und in den Kreis der ihm willig Raum gebenden Zuschauer tretend, fand er Donna Beatriz gerade mitten in einem Fandango, den sie mit unbeschreiblicher Grazie und unter dem Beifalljauchzen der Gauchos ausführte.

Das junge Mädchen tanzte wirklich reizend, und so graziös wie züchtig bewegte sie sich bei den raschen lebendigen Klängen der Melodie im Kreis und setzte dabei die kleinen niedlichen Füße so zierlich und gewandt, daß, als sie endlich schloß, ein Beifallssturm sie lohnte. Aber dabei blieb es nicht. Ein paar der jungen Burschen hatten rasch ihre Messer bei der Hand, und von den Gürteln die Dollarknöpfe losschneidend, warfen sie die der jungen Schönen zu.

„Silber? Caramba!“ rief Don Diego, „lohnt Ihr mit Silber einen solchen Tanz? — der verdient Gold, denn es war die reine Musik der Füße, wie sie über den Boden mehr dahin spielten als tanzten,“ und mit seinem Messer eine Unze vom Gürtel trennend, warf er das große Goldstück vor die Füße des schönen Mädchens, das sich leicht erröthend und lächelnd gegen ihn neigte.

„Das ist kein Unitarier, Señor,“ flüsterte der Wirth schmunzelnd dem Officier zu, der indessen ebenfalls aufgestanden war, dem Tanze zuzuschauen, „denn

denen fehlt's immer am Besten, am rothen Golde, während es unser Amigo so leichtherzig von sich wirft, als ob er es gestern erst auf der Straße gefunden hätte."

„Der Teufel traue ihm, Compañero," murmelte der Soldat leise vor sich hin. — „Sein voriges Lied hab' ich ihm noch nicht vergessen, und ehe wir Beiden von einander scheiden, soll er mir noch mehr Rede stehen, als ihm vielleicht lieb ist oder — wir trennen uns gar nicht so bald wieder. Hat er Euch gesagt, wie lange er hier zu bleiben gedenkt?"

„So viel ich weiß, wartet er auf den Correo" sagte der Wirth, „der ihm Briefe von Buenos Ayres bringen soll."

„Briefe? — hm — es ist gut. Sein Name?"

„Don Diego."

„Aber weiter."

„Thut mir leid, Señor, weiter kann ich nicht dienen. Ich habe noch nicht mehr davon gehört."

„So sorgt dafür, daß Ihr bis morgen früh mehr davon wißt," sagte der Officier streng. — „Ich weiß nicht, ob ich mich geirrt habe, aber mir schien als ob Ihr in das vorige Viva la libertad jenes verdächtigen Burschen ebenfalls mit eingestimmt hättet, und da —"

„Señor ich bitte Euch um Gotteswillen!“ rief der Wirth erschreckt. „Ich halte dies Gasthaus nur durch die Gnade Sr. Excellenz, unsers vielgeliebten Don Manuel Rosas, dem der Allmächtige ein langes segensreiches Leben schenken möge. Ihr werdet doch nicht etwa glauben —“

„Ich sagte Euch, daß ich es nicht gewiß weiß.“

„Aber schon ein bloßer Verdacht genügte —“

„Da Ihr das wißt,“ erwiederte der Officier mit einem bedeutungsvollen Blick, „so denke ich, werdet Ihr auch wohl Alles thun, was in Eueren Kräften steht, jeden solchen Verdacht von Euch fern zu halten, oder — wenn er etwa schon gefaßt sein sollte — zu entkräften. Ihr kennt Eueren eigenen Vortheil viel zu gut, als daß ich Euch mehr zu sagen brauchte.“

„Aber Señor, wenn nun —“

„Ruhig — der Tanz ist beendet. Morgen früh erwarte ich Antwort von Euch.“ Und ohne sich weiter um den Wirth zu bekümmern, drehte sich der Soldat von ihm ab und schritt dem Tisch wieder zu, an dem Don Diego die Männer jetzt um sich versammelte, ihm trinken zu helfen.

Die spanische Race ist aber im Trinken außerordentlich mäßig, und wenn Don Diego auch wohl unter den französischen Einwanderern in Montevideo andere

Sitten angenommen hatte, konnte er hier die Leute doch nicht überreden, mehr als ein oder zwei Gläser von dem starken Wein mit ihm zu leeren. Der Abend war überdies auch schon ziemlich weit vorgerückt; die Frauen und Mädchen zogen sich in ihre verschiedenen Wohnungen zurück, die Männer folgten größtentheils dem Beispiel, und auch für die Gäste der Pulperia wurden, so weit es der Raum erlaubte, die Lagerstätten nothdürftig hergerichtet.

Dazu bedurfte es freilich keiner großen Vorbereitungen. Den Poncho, der die Nacht als Decke diente, führte jeder bei sich, eine Kuhhaut auf den nackten Boden oder auf eine dazu an der Wand angebrachte Lehmbank gebreitet, verrichtete Matratzendienste, der Sattel mit den dazu gehörigen Schaffellen bildete das Kopfkissen und das Bett war fertig.

Eine halbe Stunde später, und nicht ruhiger und stiller lag die Nacht draußen auf der dunklen schweigsamen Steppe, als auf dem kleinen, von Bewaffneten gefüllten Ort, in dem kein einziges Licht mehr Leben und Bewegung kündete. Aber welch' ein lebendiges Bild bot der nächste Morgen.

V.

Hell und klar stieg die Sonne aus dem weiten ununterbrochenen Horizont der Pampas wie über einem

Ocean empor, und der leichte Duft der auf der Steppe lag, schwand in dem warmen Schein, oder strich in leichten, wechselnden, oft phantastischen Schwaden vor der schwachen Ostluft hin, die dem Sonnenaufgang voraus zog. Ueberall wohin das Auge traf weideten kleine Heerden von Rindern und Pferden, in Gruppen über den grünen Plan zerstreut, und besonders stachen die Rinder mit ihren bunten Farben wunderlich und schroff gegen den hellgrünen Boden ab.

Jetzt wurde es auch in dem Städtchen lebendig. Die Soldaten waren hinausgegangen, um ihre Thiere einzufangen und zu satteln, und hie und da jagten Einzelne, den Lasso um den Kopf schwingend, hinter den wildesten des Trupps her, sie entweder zurückzutreiben, oder mit der sicheren Schlinge an ihre Pflicht in deutlicher Weise zu mahnen.

Müssig schlenderten die Gauchos dazwischen herum, und der einzige, wirklich thätige Mensch in Cruzalta trieb ein Pferd in einer wunderlichen Art von Mühle, und lag dabei auf einem, von dem Schaft ausgehenden Baum, auf dem Bauch, das eingeschirrte Pferd nur manchmal durch einen schrillen Ruf zur Thätigkeit aufschreckend. Die Mühle war dabei so eingerichtet, daß der Stein um jenen aufrechtstehenden Schaft fest saß — der davon ausgehende Baum, auf

dem der kleine Bursch lag, diente aber zu gleicher Zeit als Deichsel, das Pferd daran zu befestigen, und während sich dieses im Kreis umherbewegte und mit dem Schaft auch den Stein drehte, behielt es seinen Kutscher fortwährend hinter sich.

Ein anderer Junge, schmutzig und verwahrlost genug aussehend, mit Hemd, Cheripa und Gürtel, lag ebenfalls ausgestreckt, neben der Stelle, wo das fertige Mehl durch einen Beutel von Rindshaut lief, um das Verschütten desselben zu überwachen.

Die ganze Arbeit gehörte übrigens zum Luxus des kleinen Ortes, ebenso wie das Mehl, das keineswegs zu Brot, sondern nur zu süßen Näschereien für die Señoritas verarbeitet werden sollte. Wer von den Leuten dachte hier daran, Brot zu essen, wo sie Fleisch im größten Ueberflusse hatten! In der ganzen Nachbarschaft befand sich auch nicht ein einziges Feld, und der wenige Weizen, der hie und da neben den Häusern in einer ganz abgestreiften Rindshaut aufbewahrt wurde, war mit den Caravanen von dem fern gelegenen Mendoza gekommen.

Ueberall in den Häusern brodelte indessen das leckere Mahl: Fleischstücke auf ein Feuer von getrocknetem Kuhdünger und einigen holzigen Gräsern geworfen, denen der Mateh vorausgehen und folgen

mußte. Die Cigarillen ersetzten danach alle weiteren Genüsse. Aber die rauhen Bewohner der Pampas waren an kein besseres Leben gewöhnt, noch verlangten sie es anders. Fleisch, Fleisch und Fleisch ihre Nahrung, der Sattel ihre Heimath, die Gefahren und Beschwerden der Steppe ihre Unterhaltung und Erholung — eine weitere Anforderung an das Dasein kannten und stellten sie nicht.

Don Diego war heut einer der Ersten mit auf, um draußen nach seinem wackern Thiere zu sehen und sich dessen wieder zu versichern. In der Pulperia traf er nachher eben zur rechten Zeit ein, das Frühmahl mit den übrigen Bewohnern zu theilen.

„Ihr wolltet mir Eure Adresse geben, Señor," redete ihn hier der Wirth an, als er ihn einen Augenblick allein sprechen konnte, „falls Ihr den Correo verfehlen solltet."

„Allerdings," sagte der junge Mann. „Vor der Hand warte ich aber noch bis Mittag, ob er nicht kommt. Ihr glaubt, daß er bis dahin hier sein könnte?"

„Keine Gewißheit, Señor, keine Gewißheit," bemerkte achselzuckend der Wirth. „Jetzt, wo die Indios die Steppe unsicher machen, kann er ebenso gut einen, wie acht Tage länger ausbleiben, darf er es doch nicht

wagen, des Morgens sein Nachtquartier zu verlassen, bis sich der Nebel vollständig von der Steppe verzogen hat. Ich — würde gar nicht auf ihn warten, wenn ich wie Ihr wäre," setzte er rasch und leise hinzu.

„Ihr meint wegen des Officiers?" lachte der Fremde. „Der kümmert mich weniger, als Ihr vielleicht denkt. Was kann er mir anhaben?"

„Was können die Soldaten Sr. Excellenz, unsers erhabenen Don Manuel, nicht thun!" erwiderte scheu der Wirth.

„So viel für seine Macht," gab Diego verächtlich zurück, indem er mit dem Finger schnalzte. „Er mag sich hüten, meinen Weg zu kreuzen, das ist Alles, was ich mit ihm noch zu schaffen habe. Aber über Eines könntet Ihr mir vielleicht Auskunft geben, und dabei ist weder Don Manuel, noch Euer Officier im Spiel. Seit wann ist jenes junge, schöne in Trauer gekleidete Mädchen hier?"

„Da seht Ihr wieder, wie wenig Ihr unsere Verhältnisse kennt," sagte der Wirth leise, „denn bei der jungen Dame sind gerade Don Manuel und jener Officier die Hauptpersonen."

„Der Officier?" rief Don Diego rasch und betroffen.

„Bst, um der heiligen Jungfrau willen, nicht so

laut. Hier hat selbst die Luft Ohren und — Zunge. Ihr Vater und Bruder waren Verräther an — unserer Freiheit, und Se. Excellenz — — ließ sie unschädlich machen."

„Und hielt er die junge Dame ebenfalls für gefährlich?"

„Don Pasquale Herrero steht in hoher Gunst bei Sr. Excellenz," sagte ausweichend der Wirth. „Er selber, wenn ich nicht irre, führte den schwierigen und auch wohl gefährlichen Befehl aus, jene beiden Verräther zu — beseitigen. Zur Belohnung hat Se. Excellenz jetzt die junge Dame dem Schutz und der Bewachung Don Pasquale's übergeben."

„Zur Belohnung?" rief Diego erstaunt aus. „Ich verstehe Euch nicht."

„Ja, Señor," sagte der Wirth bedeutungsvoll. „Es passiren manchmal Dinge in der Welt, die ich selber nicht verstehe, und ich lebe doch etwa schon noch einmal so lange darin, wie Ihr. Aber laßt Euch darüber keine graue Haare wachsen," setzte er, noch leiser als vorher, hinzu. „Don Pasquale hat einmal das Täubchen in den Fängen, und wird es nicht wieder so leicht loslassen. Gutwillig giebt er es auch nicht her, nehmen kann man es ihm nicht, also muß man die Sache eben ihren Weg gehen lassen."

„Und die Señorita wohnt nicht bei Euch? Sie wird auch nicht hier bleiben, wenn die Soldaten den Platz verlassen?“

„Ausgenommen Don Pasquale gäbe sie in meinen Schutz,“ versetzte der scheue Wirth, „und treueren Händen könnte er sie unmöglich anvertrauen.“

„Glaubt Ihr, daß er sie, selbst gegen ihren Willen, mit fortnehmen würde?“ frug Diego.

„Hat solch' ein junges Ding schon einen Willen?“ versetzte der Wirth. „Selbst wenn Se. Excellenz nicht schon vorher dafür gesorgt hätte? — Aber da kommen meine Leute. Ruhig, Señor, wenn Euch Euere Sicherheit lieb ist und — habt ein wachsames Auge.“

„Ich danke Euch, ich werde es befolgen.“

„Und wollt Ihr mir einen Gefallen thun?“

„Euch?“ in welcher Art?“

„So gebt mir Euere Adresse,“ sagte der Wirth leise, „Don Pasquale verlangt sie von mir, und ich fürchte fast, er hat den Verdacht geschöpft, daß ich Euch freundlicher gesinnt sei, als es sich mit der — Sicherheit des Staates verträgt.“

„Meine Adresse?“ lachte Diego in sich hinein, „gut, die sollt Ihr haben, da Ihr mir so ehrlich die Ursache sagt,“ und ohne Zögern nahm er, während gerade die Frauen in das Zimmer traten und

das Essen brachten, ein Stück Papier aus seinem Gürtel und schrieb den verlangten Namen darauf.

„Don Diego Matanzas?“ sagte aber auch im nächsten Augenblick erstaunt der Wirth, wie er nur einen Blick darauf geworfen hatte. „Seid Ihr mit jenem Matanzas verwandt, der in Buenos Ayres jetzt, nach Don Manuel, der Erste ist?“

Allerdings — ich bin sein Neffe,“ warf der Fremde leicht hin. „Nun, dünkt Euch der Name etwa gefährlich?“

„Nicht im Geringsten,“ entgegnete der Wirth rasch. Dann sich aber zu Don Diego überbiegend, flüsterte er diesem leise in das Ohr: „Wenn's eben Euer rechter wäre — bst — bitte Euch, seid ruhig. Mir genügt er,“ wehrte er ab, als sich Don Diego vertheidigen wollte, „und mögen sich Andere nicht damit beruhigen, gut, so können sie selber weiter forschen. Und jetzt, Señor, theilt unser Mahl mit uns.“

„Donna Josefa?“

„Läßt sich entschuldigen, Señor,“ sprach die hinzutretende Beatriz. „Auf strengen Befehl wird sie vor der Hand ihr Zimmer nicht verlassen.“

Diego fuhr auf, ein Blick des Wirthes aber mahnte ihn, auf seiner Hut zu sein, und im nächsten Augenblick erschien Don Pasquale, der argentinische

Officier, im Gemach, sein Frühstück ebenfalls zu verzehren.

Mit kurzem Gruß und ohne weitere Umstände, den Fremden von gestern Abend kaum eines Blickes würdigend, nahm er den Ehrenplatz am Tisch ein, suchte die besten Fleischstücke für sich aus und winkte dann, als das Mahl beendet worden, dem Wirth, ihm vor die Thür zu folgen.

Don Diego war ebenfalls aufgestanden und an das Fenster getreten. Er schien nicht recht mit sich einig, ob er bleiben oder gehen solle. Da fiel sein Blick draußen auf jenen alten Gaucho, der am vorigen Abend so wild und trotzig und so wenig die Gegenwart des Officiers achtend, in sein Freiheitslied eingefallen war. Möglich, daß er von dem Alten irgend eine Kunde erfahren konnte; auf keinen Fall durfte er einen Feind in ihm erwarten.

Der Alte schien gesonnen, hinaus in die Steppe zu reiten. Drüben, an der andern Seite der Straße war sein Pferd angebunden, und er selber stieg eben mit vorsichtigen und unbehülflichen Schritten, ein paar riesige, an seinen Fersen hängende Sporen nachschleifend, darauf zu. Der alte Bursche ging, als ob er lahm an allen Gliedern sei und kaum einen Fuß vor den andern setzen könne; sobald er aber nur mit der

Linken Zaum und Mähne seines munteren Thieres erfaßt hatte, war er gleich ein anderer Mensch. Der Körper richtete sich empor, der Kopf hob sich, die Augen blitzten, und kaum hatte er sein Pferd gelöst, als er sich, wie von einer Feder empor geschnellt, in den Sattel warf.

Das wackere Thier fühlte den mahnenden Schenkeldruck, hob sich auf die Hinterbeine, und im nächsten Augenblick wären Roß und Reiter die Straße hinabgeflogen, als der Blick des Alten auf den Fremden fiel und fast unwillkürlich die Hand den Zügel schärfer faßte. Don Diego wünschte aber gerade hier kein Gespräch mit ihm, und ebenfalls zu seinem Pferd schreitend, nickte er dem Alten nur zu, hob sich in den Sattel und sprengte rasch voraus der Richtung zu, die, wie er vorher gesehen, der alte Gaucho ebenfalls einschlagen wollte. Dieser war auch bald an seiner Seite, und neben ihm hinreitend rief er:

„Auch schon gerüstet, Señor? — Ich glaube, es liegt uns Allen im Blut, daß wir keine Ruhe haben. Wenn wir's auch nicht sehen können, fühlen wir doch, daß da draußen ein Unheil für uns brütet.“

„Und welches Unheil könnte uns noch hier bedrohen?“ sagte Diego, der den Blick des Alten fest auf sich haften sah.

„Los Indios," sagte finster der Alte, indem sein Blick unwillkürlich nach dem weiten, unbegrenzten Süden der Steppe hinüberstreifte.

„Und habt Ihr etwas von ihnen gemerkt, Amigo?" frug Diego.

Der Alte antwortete nicht, der Blick aber, den er seinem Begleiter zuwarf verrieth mehr, als er vielleicht sagen und aussprechen mochte.

„Nun? — Ihr habt etwas auf dem Herzen," drängte der Fremde. „Mißtraut Ihr mir, ob ich es ehrlich meine?"

„Ehrlich? — das ist ein weiter Begriff in unserer Zeit," brummte der Alte vor sich hiu. „Ehrlich meint es Don Manuel auch — wie er wenigstens sagt. Ehrlich meint es der Officier, der das arme Mädchen als Gefangene mit sich schleppt — ehrlich — in ihrer Art — meinen es die Unitarier vielleicht ebenfalls — wenn man das auch nicht gerade überall aussprechen dürfte, und ehrlich meinen es selber die verwünschten Indianer; ehrlich nämlich im Rauben und Stehlen, woraus sie nicht das geringste Hehl machen und unsere Heerden demnach so gewaltsam als offen wegtreiben. Es ist ein wunderliches Wort und läßt sich zu Allem gebrauchen."

„Also als Gefangene?" rief Don Diego, der

hierin eine Bestätigung des von dem Wirth Gehörten fand.

„Thut nur nicht so überrascht," sagte aber der Alte trocken. „Wenn Ihr das nicht schon früher wußtet, weshalb hättet Ihr dem Mädchen gestern Abend heimlich einen Zettel in die Hand gedrückt? Bah, bemüht Euch nicht; wenn ich Euch hätte verrathen wollen, wäre es lange geschehen. Von mir habt Ihr nichts zu fürchten."

„Auch nichts zu hoffen, Campañero?" sagte der junge Mann rasch, und sein Blick haftete fest auf den wetterharten braunen Zügen des Alten, in denen eine wunderliche Mischung von Ehrlichkeit und Verschmitztheit lag.

„Alle Wetter," grinzte dieser, „Ihr reitet rasch und ziemlich unbekümmert vorwärts, Amigo, Aber Geduld, sonst überspringt Ihr Euer Ziel, und — das wäre gefährlich."

„Und haben wir nicht etwa Geduld genug gehabt?" sagte ingrimmig in sich hinein der junge Fremde. „Ist das etwa ein freies Land, wo Jeder, der ein freies Wort nur spricht, schon fürchten muß, in der nächsten Stunde die Banden der mashorca*) auf seinen Fersen zu haben."

*) So wurden die Henkersknechte des Gouverneurs genannt.

„Ihr habt vollkommen Recht," sagte vorsichtig der Alte, indem er sein Pferd einzügelte und aufmerksam nach Osten hinüberschaute. „Aber was könnt Ihr thun? Nur der Schein einer Widersetzlichkeit, und unter dem Namen von Unitariern könnten wir ein eben so ruhiges und gemüthliches Leben führen wie ein toller Hund, mit dem Geschrei einer ganzen Stadt auf seiner Fährte."

„Aber Ihr seid Männer hier?"

„Ja — die ausgenommen, die eben Weiber sind," lachte der Alte. „Geduldet Euch, Amigo."

„Geduld und ewig Geduld!" rief Don Diego, indem seine Hand dabei unwillkührlich den Griff des Messers suchte. „Die Geduld eines Heiligen müßte ermüden, dieser jämmerlich ewigen Knechtschaft gegenüber."

„Aber was wollt Ihr thun?"

„Und wenn ich Euch nun Hülfe brächte?"

„Wahrt Euch vor der Hülfe, die Ihr im Sinne habt", sagte der Alte plötzlich sehr ernst. „Traut mir; ich bin ein alter Mann und, in den Pampas groß geworden, kenne auch ich in der That keine andere Welt. Nur zwei Mal war ich in Buenos Ayres und ein Mal in Mendoza. Aber die Indianer kenn' ich und weiß, was wir von ihnen zu befahren haben. Es ist

eine tapfere, wilde, urkräftige Nation, ja; aber falsch und verrätherisch gegen die Weißen, wie auch immer ihre Versprechungen mögen gelautet haben.— Laßt mich ausreden, Amigo. Ja, so lange ihr eigener Nutzen mit im Spiel ist, da dürft Ihr Euch auf sie verlassen, aber nicht eine Secunde darüber hinaus. Schließt heute mit einem ihrer Häuptlinge einen Vertrag gegen wen Ihr wollt, selbst gegen Rosas — denn hier zum Teufel — ist doch wenigstens Niemand, der uns hören kann — und Ihr werdet sie unermüdlich auf seinen Spuren finden. Laßt ihn aber in Unterhandlung mit ihnen treten und mehr bieten und sie reißen ihre Pferde auf den Hinterbeinen herum und schleudern Euch die gegen ihn gehobenen Bolas an den Schädel. Trau' ihnen der Böse."

„Und wenn Ihr Alles mit ihnen erreicht habt, was Ihr erreichen wolltet?"

„Ja, wenn! Aber gut Ding will weile haben, und nochmals, Señor, Ihr spielt mit jenen rothen Horden ein gefährlich Spiel."

„Woher wißt Ihr, daß ich überhaupt je mit ihnen zusammen kam — daß ich nur Einen von ihnen kenne?"

„Erinnert Ihr Euch, daß Ihr am letzten Sonntag mit einem Trupp der rothen Halunken zusammen dem

Rioquarto zurittet und daß der Führer der Horde dort ein einzeln weidendes Pferd fing?"

„Wer hat Euch das verrathen?" rief Don Diego, jetzt wirklich auf's Aeußerste erstaunt.

„Das Pferd hier, das ich reite," entgegnete der Alte mit verhaltenem Spott, „könnte Euch noch mehr davon erzählen wie ich. Es ist das nämliche, das damals ein rothes Mädchen tragen mußte. Ich selber aber lag mit meinem Sattel unter ein paar Weidenbüschen ganz in der Nähe versteckt, und blieb auch dort bis spät in die Nacht, denn ich wußte recht gut, daß mein alter Brauner hier zu mir zurückkommen würde, sobald er sich nur halbweg frei und unbehindert sähe."

„Und Ihr habt mich erkannt?"

„Ihr standet nicht zehn Schritte von mir ab, als der rothe Heide seinen Lasso um den Hals meines Thieres warf," schmunzelte der Alte, „und einmal hatte ich gar nicht übel Lust, herauszufahren und ihm mein Messer zwischen die Rippen zu rennen. Zu Fuß ist der Mensch aber ein unbehülflich Geschöpf, und ich blieb lieber ruhig liegen, bis mein gutes Pferd zu mir kam, mich abzuholen."

„Habt Ihr dem Officier eine Anzeige davon gemacht?"

„Caracho!“ fluchte der Alte tief in den Bart hinab, „er soll sich seine Kundschaft selber holen, wenn er dergleichen haben will. Rosas hat Alles von mir bekommen — oder genommen, was er je bekommen soll; wir Beiden sind fertig mit einander. Aber erscheint einmal die Zeit“ — der Alte griff seinem Thier so ingrimmig in die Zügel, daß es hoch aufbäumte, sammelte sich jedoch rasch wieder, und dem Rosse beruhigend den Hals klopfend, fuhr er fort: „komm — komm, — Brauner — du kannst nichts dafür, daß die beiden braven Jungen ins Gras beißen mußten. Waren ihnen doch bessere Leute schon vorangegangen.“

„Ihr habt Freunde, Verwandte verloren?“

„Ja, Señor, zwei Söhne.“

„Im Kriege?“

„Wenn es im Krieg gewesen wäre, wollt' ich nichts sagen,“ sprach der alte Mann. „Es ist einmal unser Loos, daß wir draußen im Felde unser Leben, dem Feinde gegenüber, wagen. Thut der Feind doch auch dasselbe, und es bleibt immer ein gleiches Spiel. Meine beiden armen Jungen fielen aber auf andere Art in Rosas Dienst, durch Rosas selber, und treuer haben doch nie zwei Herzen an seiner Sache gehangen, wie die Beiden!“

„Rosas ist eben nicht seiner Dankbarkeit wegen

berühmt," knirschte Diego. „Ich kenne das, Amigo, auch meine Verwandten sanken unter seinen Streichen. Wo fielen Eure Söhne?"

„Sie waren in der Begleitung des tapferen und wackeren Quiroga," preßte der Alte zwischen den zusammengebissenen Zähnen hindurch. „Ihr kennt die Geschichte. Jeder Argentiner wenigstens kennt sie.

Quiroga war in des Dictators Weg; er mußte bei Seite geräumt werden, denn er wußte zu viel von Rosas, und als er Buenos-Ayres verließ, war die Mörderbande schon bereit, die ihn unschädlich machen sollte. — Heilige Jungfrau; es war ein furchtbarer Anblick, als wir die Leichen fanden. Quiroga selber hatte einen Schuß durch's Herz oder nahe am Herzen hin. Dazu zwanzig oder dreißig Messerstiche im Körper, von denen jeder einzelne genügt hätte, ihn aller weiteren Erdensorgen zu entheben. Seine Begleiter — wackere Jungen! Wie sie gekämpft haben mußten. Der Grund umher war mit Blut bedeckt, und Meilen weit fanden wir die rothen Spuren. Aber der Uebermacht konnten sie freilich nicht widerstehen, und wenn sie selber auch nichts gegen Se. Excellenz verbrochen hatten, durften sie doch nicht leben, um nicht gegen ihn oder einen seiner Helfershelfer zeugen zu können. Sie liegen alle unter dem grünen Rasen, und kleine rothe Kreuze bezeichnen

die Stelle, an der sie ihre Ruhestätte fanden. Es will mir seither vorkommen, als ob es der Kreuze hier im Lande fast zu viele würden."

„Und ahnt Ihr nicht, daß in der Sache eine Aenderung eintreten muß?" sagte Diego leise aber dringend.

„Ja," bestätigte ruhig der Alte. „Lange kann es nicht mehr so bleiben. Die Furcht hält allerdings noch selbst die Muthigsten im Zaum. Keiner wagt es seine Meinung offen zu sagen oder gar Partei zu ergreifen. Der geringste Funke aber, der in das Pulverfaß fällt, und die ganze Bescherung platzt in Feuer, Flammen und Blut zusammen. Gnade Gott dann dem Besiegten."

„Wenn nun der Funke schon geschleudert wäre, Amigo, — wenn — aber was habt Ihr dort nur in einem fort zu sehen?" unterbrach sich Diego plötzlich, als der Alte, aufmerksamer wie vorher, nach Osten hinüberschaute, und sich dabei, so hoch das gehen wollte, im Sattel emporrichtete.

„Dort," versetzte gelassen der Alte, „kommt der Correo mit den Privat-Depeschen Sr. Excellenz für die Gouverneure im Westen. Auch gewöhnlich noch mit einem Sack voll Unzen für Nebenzwecke. Wer weiß, wie manches Todesurtheil der lederne Mantel-

sack birgt, den er mit sich führt, wie mancher Tropfen Blut an den paar Depeschen hängt, die er bringt."

„Glaubt Ihr denn, daß jetzt gerade so viel Schlimmes im Werke ist? fragte Diego gespannt.

„Das Volk erzählt sich wieder allerlei," antwortete der Alte, „und Gerüchte, so unbestimmt sie lauten mochten, gingen meist eben den grausamsten Thaten voran. So erzählte man sich damals schon heimlich n der ganzen Provinz Buenos Ayres, daß Quiroga mit seinen Begleitern den Staat Santa Fé nie glücklich passiren würde. Niemand wußte, woher das Gerücht kam, aber es war da, und als die blutige Kunde der Mordthat später eintraf, nickten die Leute nur schweigend mit den Köpfen und — die Sache war abgemacht."

„Und jetzt?" —

„Der Gouverneur von Mendoza scheint Sr. Excellenz im Wege zu sein," erklärte der Alte trocken. Es passirt ihm so manchmal mit Einzelnen. Vielleicht läßt er ihn zu einer „Verständigung" nach Buenos Ayres laden. Aber ich verplaudere hier meine schöne Zeit Señor, während ich frische Pferde für den Correo und seine Packthiere eintreiben soll. Auf Wiedersehn denn, da Ihr schon in der Abreise begriffen seid."

„Nein, ich kehre nach Cruzalta zurück," sagte Diego.

„Zurück?" rief der Alte, wirklich erstaunt. „So wißt Ihr nicht, daß der Officier Argwohn gegen Euch geschöpft hat?"

„Ich fürchte ihn nicht," betheuerte der junge Mann mit kecker Miene. „Sagt mir nur, auf wie viele Arme der in Cruzalta rechnen könnte, welcher einen Schlag für die Freiheit des Landes versuchen sollte."

„Auf alle," brach der Alte schnell und mit funkelnden Augen los, „wenn es mit einiger Aussicht auf Erfolg und in Gemeinschaft mit anderen sich empörenden Orten geschieht. Auf keinen aber, wenn Ihr oder sonst Jemand wahnsinnig genug wäret, etwas Derartiges mit einer Horde blut- und beutegieriger Indianer zu unternehmen," setzte er ruhiger und fast abweisend hinzu.

„Wenn ich Euch nun bestimmte Beweise von Rosa's Verrätherei brächte?"

„Stecken sie vielleicht in dem Postfelleisen des Correo?" sagte lauernd der Alte. „Ja, wer sie in die Hand bekäme!"

„Es ist gut," lenkte Don Diego kurz ein. „Weshalb so viele Worte machen, wo doch nur Thaten

überzeugen können. Ihr werdet mich nicht im Stich lassen, wenn ich wirklich Hülfe brauchen sollte, denn ich bin überzeugt, daß Ihr Euer Vaterland liebt und seinen Unterdrücker haßt, so heiß wie ich. Also Adios — wir treffen nachher wieder zusammen."

„Und wo wollt Ihr hin?"

„Einen kleinen Spazierritt machen, um nach dem gestrigen Regen die frischen Spuren abzusuchen."

Der Alte sah ihn einen Augenblick forschend an, schüttelte dann leise mit einem tief aus der Brust geholten Seufzer den Kopf, drehte sein Pferd ab und ritt schweigend einer kleinen Heerde von Pferden zu, die unweit von da das süße Gras abweideten.

VI.

Don Diego hielt sich nicht länger mit nutzlosen Betrachtungen auf, sondern seinem Thier die Sporen gebend sprengte er mitten in die Steppe hinein, bis er, durch einige leichte Anschwellungen des Bodens verdeckt, von Cruzalta aus nicht mehr beobachtet werden konnte. Dann nahm er einen andern Cours gerade nach Westen hinüber, dem er aber kaum fünf- oder sechshundert Schritt weit folgte.

Niedriges holziges Gestrüpp deckte hier den Boden, harte, vertrocknete Distelarten und andere rauhe

Gräser, von denen Diego bald einen Vorrath ausgerissen und in einem länglichen Haufen aufgeschichtet hatte. Das gethan, nahm er seine Messing-Zunderbüchse aus dem Gürtel, öffnete sie, hielt den Stein darunter und schlug Feuer. Wenige Secunden später stieg von dem noch von dem gestrigen Regen feuchten Reißig und Wurzelwerk ein leichter dunkler Qualm kerzengrade in die Luft empor.

Während das Pferd in der Nachbarschaft nach Futter suchte, blieb der Fremde eine Zeitlang neben dem Rauch sitzen, drehte sich eine kleine Papiercigarre, zündete sie an und blies den Dampf in die blaue Luft hinaus. Als er sie ausgeraucht hatte, stand er auf, schritt auf sein Pferd zu, sprang in den Sattel und schlug die nämliche Richtung ein, der er hierher gefolgt war, bis er sich weit genug von dem angezündeten Feuer entfernt glauben mochte. Dann hielt er wieder dem Städtchen zu, das wie eine kleine Insel mitten in der Steppe lag, und erreichte es in demselben Augenblick, als durch die andere Straße der argentinische Correo mit zwei Packpferden und einem Postillon oder Treiber in vollem Galop hereinsprengte.

Der Moment war für ihn auch sofern günstig, als der Officier jetzt durch die für ihn eingetroffenen

Depeschen vollständig in Anspruch genommen wurde und sich für den Augenblick um nichts Anderes kümmern konnte. Don Diego kehrte indessen in die Pulperia zurück, wo der Correo eben sein abgeladenes Gepäck in eine Ecke der Stube aufschichtete, seine beiden Trinkhörner mit Caña füllen ließ und selber einen kleinen Imbiß nahm.

Unser Freund erkundigte sich angelegentlich nach Briefen an Matanzas, der Correo sah vergebens seine Tasche durch und suchte dabei von den Umstehenden die neuesten Berichte über „los Indios“ einzuziehen, die ihn außerordentlich intressirten. Wenig aber konnten ihm die Bewohner von Cruzalta erzählen, da die Indianer sich natürlich nicht an die mit Bewaffneten gefüllte Stadt hinangewagt hatten. In der Nähe waren sie gespürt worden, ja, und einzelne Rinder und Pferde hatten sie auch aus der Nachbarschaft, trotz des Militairs, mit fortgetrieben. Weiter aber wußte man nichts von ihnen, als daß sie sich immer noch im Süden in ihren alten Schlupfwinkeln hielten, sofern es ihnen nicht eben gefiel, von da aus zurückzukehren. Wie der Pampero stürmten sie dann heran, rasch und unaufhaltsam, und ehe man den Schlag ordentlich fühlte, waren sie auch schon wieder wie der Sturm verschwunden.

Die Bewohner von Cruzalta wollten jetzt ihrerseits ebenfalls Kunde von dem Erbfeind haben, und da kamen sie bei dem Courier gerade an den Rechten. Nicht umsonst hatte er die weite einsame Bahn durchritten und in jedem Ort, auf jeder estancia die schrecklichsten Geschichten über einst verübte und für künftig befürchtete indianische Gräuelthaten aufgelesen, um sie nicht hier wieder an dankbare und ängstlich lauschende Zuhörer verwerthen zu sollen. Um ihn hergedrängt in dichter Masse standen denn auch bald Männer und Frauen, seinen furchtbaren Schilderungen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu horchen, und kein Wort, das er sprach, fiel auf unfruchtbaren Boden.

Der alte Gaucho kam indessen mit den eingetriebenen Pferden zurück, und daß diese augenblicklich vorgeführt und gesattelt wurden, verrieth Diego, wie kurze Zeit der Correo hier zu verweilen gedenke. Vergebens hatte er indessen gesucht, auch nur in die entfernteste Sicht von der jungen Fremden zu kommen, die von dem Argentiner so scharf gehütet wurde. Sie ließ sich auch draußen nirgends blicken. Nur jetzt eben glaubte er vom Hof aus an einem der kleinen Fenster den Schein ihres lieben Antlitzes zu erkennen. Im Nu war es aber wieder verschwunden,

und Don Pasquale selber, der in diesem Moment in den Hof trat, machte seinen weiteren Forschungen ein so rasches wie unvermuthetes Ende.

„Señor,“ sagte er, sich zu dem Fremden wendend, „ich möchte Sie fragen, wohinaus ihr Ziel liegt.“

„Mein Ziel?“ frug Don Diego erstaunt. „Ich weiß nicht, Señor, ob Sie ein Recht haben, mich danach zu fragen. Da es aber gerade kein Geheimniß ist, so mögen Sie es auch eben so gut erfahren. Ich hatte im Anfang die Absicht, von hier nach Buenos Ayres zu gehen; die furchtbaren Geschichten aber, die der Correo von den Indianern erzählt, haben mir nicht gefallen, und ich werde mich hüten, meine Kehle ihrer Barmherzigkeit preiszugeben.“

„Kehlen sind hier billig im Lande,“ brummte der Officier. „Es trägt Mancher eine mit sich herum, die er ungemein in Acht nimmt, während sie doch schon nicht einmal mehr sein ist und in der „Stadt“ vieleicht für einen Spottpreis verkauft wurde.“

„Sie haben Recht, Señor,“ sagte kaltblütig der Fremde, „und wir thun möglicher Weise den Rothhäuten sehr Unrecht, sie wild und grausam zu nennen. So flink mit ihren Messern sind sie noch immer nicht bei der Hand, als die Mashorqueros Sr. Excellenz, den Gott uns lange noch erhalten möge.“

„Amigo," sagte der Officier, indem er zu ihm trat und seine Hand derb vertraulich auf dessen Schulter legte, „wenn man Ihnen ins Herz sehen könnte, möchte man vieleicht einen anderen Wunsch darin finden, aber — was thuts? Jedenfalls habe ich um die Ehre Ihrer Gesellschaft nach San Luis zu bitten, wohin ich Auftrag habe, den Correo zu geleiten."

San Luis? scherzte Don Diego, „ich wüßte nicht, daß ich die mindeste Lust verspürte, San Luis zu besuchen. Meine Heimath ist in Cordova, und wenn ich Cruzalta verlasse, wird es nur geschehen, dorthin aufzubrechen."

„Sie werden sich den Befehlen Sr. Excellenz nicht widersetzen wollen."

„Den Befehlen Sr. Excellenz? Ich zweifle sehr, ob Se. Excellenz überhaupt weiß, daß ich auf der Welt bin," entgegnete Don Diego, — „Hier waltet jedenfalls ein Irrthum ob, oder — eine Willkür, der ich mich dann vielleicht nicht gutwillig fügen würde."

„Wie Sie sich fügen, bleibt sich gleich, Señor," sagte in barschem Ton der Officier, „daß Sie aber dem Befehl gehorchen, ist meine Sorge."

„Und kennen Sie mich denn überhaupt auch nur meinem Namen nach?

Wie Sie sich gegenwärtig nennen, bleibt sich

gleich," sagte der Officier, „mir ist die Beschreibung Ihrer Person zugekommen; sie genügt."

„Von Buenos-Ayres?"

„Von San Luis."

„Bueno," sagte Don Diego gefaßt, indem er sich abwandte, seine innere Bewegung zu verbergen. „Das Woher bleibt sich ebenfalls gleich. Einem Regierungsbefehl darf ich mich nicht widersetzen. Jedenfalls ist es ein Mißverständniß, das sich rasch aufklären wird. Wann reiten Sie?"

„In einer Viertelstunde."

„Allein mit dem Correo?"

„Ich habe Auftrag, ihn mit dreißig Mann zu begleiten."

„Pest," verschluckte Don Diego hinter den Zähnen und es war gut für ihn, daß Don Pasquale in diesem Augenblick seine Aufmerksamkeit weit mehr dem oberen Fenster, als seinem neuen Gefangenen zugewandt hatte. Zum Ueberlegen blieb ihm aber nicht mehr Zeit, die Würfel waren gefallen, und was jetzt geschehen sollte, mußte eben geschehen.

Einen Augenblick dachte er freilich an Flucht Wenn er sich jetzt draußen auf sein Pferd warf — es war ein wackeres, schnelles Thier, und einmal vor dem Feind einen Vorsprung, so konnte er vielleicht

jene Gegend erreichen, in der, wie er wußte, die Indianer im Hinterhalt lagen — aber auch nur vielleicht. Außerdem berührte schon von draußen das Lachen und Schreien der sich sammelnden Reiter sein Ohr. Der Befehl zum Aufbruch war gegeben, und ein Blick auf die gerüstete Schaar überzeugte ihn, daß jeder Versuch zur Flucht Wahnsinn gewesen wäre.

„Geduld" flüsterte da eine leise vorsichtige Stimme an seiner Seite, und als er flink den Kopf danach wandte, sah er den alten Gaucho, der, ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen, gleichgültig an ihm vorüber und dem Gepäck des Correos zuschritt, daß er mit kundiger Hand begann auf die Sättel der beiden Lastthiere zu schnüren. Der Correo war zu ihm getreten, und bezeichnete ihm die bequemste Lage der in rohe Häute fest eingeschürten Packete, half ihm auch hie und da sie richten und heben, daß sie die Thiere nicht drückten, oder sich wieder locker schüttelten, und schien im Augenblick für weiter Nichts Sinn und Auge zu haben, als für seine Fracht.

„Sind Sie fertig, Señor?" sagte da der Officier, der wieder an seine Seite trat. „Bedeutendes Gepäck werden Sie wohl überdies nicht mit sich führen — sonst mag es auf das Damenpferd geladen werden."

„Nichts weiter, als was in meiner Satteltasche Raum

hat," sagte Diego — „aber nehmen Sie Damen mit?" — Ein leichtes Roth färbte die Wangen des Soldaten, als er antwortete:

„Ich selber bin in San Luis heimisch — Donna Josefa wird dort bei meiner Mutter wohnen, bis wir — die Unitarier ausgerottet haben."

„Donna Josefa —"

„Ist meine Braut," sagte mit einem festen und drohenden Blick der Soldat, und damit, als ob Alles erschöpft wäre, was sich über die Sache eben sagen ließ, wandte er Diego den Rücken und schritt langsam seinen Leuten zu.

Diese brauchten keine weitere Vorbereitung — nur ein breitgeschnittenes Stück Fleisch hieb sich jeder von einem vor wenigen Minuten erst mit dem Lasso niedergerissenen und abgestochenen Stier, dem zwanzig geschickte Hände in kaum einer halben Minute die Haut abstreiften. Eben so rasch ward der noch blutige Braten zwischen dem Sattel und einem darauf gebreiteten Schaffell untergebracht; ein dünner Riemen schützte es vor dem Abfallen, und ihrer Nahrungsmittel so für den Tag versichert, standen die wilden Burschen, ihre Linke an der Mähne ihrer Thiere, schäkernd und plaudernd des Rufs gewärtig, der sie in ihre Sättel schnellte.

Dreißig sonngebräunte wettermitgenommene Gestalten, alle in die malerische Uniform der argentinischen Cavallerie gekleidet, lehnten so neben eben so vielen Pferden, während ihre Kameraden, deren Thiere noch draußen auf der Weide herumliefen, neugierig und auch wohl neidisch sie umdrängten. Die hatten es gut, die durften jetzt wieder frei und flüchtig über die Steppe jagen, vielleicht heute oder morgen schon den wilden Feind zu treffen, während sie hier eingeengt in die schmutzigen von Ungeziefer bevölkerten Lehmmauern, Tag um Tag verträumen mußten, und vor Langerweile hätten an den Wänden hinauflaufen mögen.

Womit sich auch beschäftigen? — Geld hatte Keiner von ihnen, denn das Wenige was sie gehabt, war lange in caña vertrunken, und außerdem schon auf den nächsten Löhnungstag gesündigt, — womit sollten sie also spielen, und eine weitere Unterhaltung kannte Keiner von ihnen.

Die Aufmerksamkeit der Leute richtete sich plötzlich auf die schmale Thür, die in den innern Hof führte. Das Pferd mit dem Damensattel war dort vorgeführt; ein junger Bursche hielt es am Zaum und der alte Gaucho, der heute bei dem Gepäck eine bedeutende Rolle zu spielen schien, ging hinein, und kam nach

etwa zehn Minuten mit einer kleinen leichten Satteltasche und zwei etwas schwereren Packeten heraus, die er rasch auf ein anderes Pferd befestigte.

Noch stand Diego, die Augen fest auf die Thüre geheftet, in der er jeden Moment die Gestalt Josefa's zu sehen fürchtete, als der Alte an seine Seite trat, und ihm sein eigenes Thier, fertig gesattelt und gerüstet, vorführte.

„Hier der Ring saß nicht mehr ordentlich fest," sagte er, indem er das eine Schaffell in die Höhe hob und auf den Sattel deutete, „ich habe es mit einem Riemen wieder angelegt."

Don Diego, ohne der Worte zu achten, warf nur einen flüchtigen Blick auf die bezeichnete Stelle; da sah er, wie der Alte vorsichtig ein kleines zusammengerolltes Papier unter den Ring schob, das Schaffell dann wieder fallen ließ und an seine andere Arbeit ging, als ob nichts vorgefallen wäre. Im Nu hatte Diego die Felle wieder zurückgeworfen — sah doch jetzt Jeder, wo es einen langen Ritt galt, nach seinem Sattel; im nächsten Moment rollte er das Papier auf und fand mit kleiner zierlicher aber vollkommen deutlicher Schrift in französischer Sprache geschrieben, die Worte: „Rettet mich!"

Langsam nahm er das Papier, holte seinen Tabak

heraus, drehte sich davon eine Cigarre und steckte diese an, jeden möglichen Verrath dadurch vernichtend. — Also wider ihren Willen wurde sie fortgeführt; gefangen wie er selbst gefangen war, hülflos und unschuldig, einem dieser argentinischen Henkersknechte übergeben, um sie aus dem Weg zu schaffen, und unangenehme Erinnerungen an blutende Leichen zu vertilgen.

Aber was konnte er selber thun? — Er allein, zwischen den Bewaffneten, die sich eben anschickten sie an einen Ort zu führen, den er selber nicht wagen durfte zu betreten — San Luis, denn daß ihm gerade von dorther nachgespürt wurde, das zeigte ihm die dringende Gefahr, in der er selber sich befand. Jetzt dachte er jedoch nicht an sich — gerade aus dem Haus, das bleiche Antlitz von Thränen naß, von anderen ebenfalls weinenden Mädchen begleitet, trat Josefa, und hatte ihr Blick auch ihn vorher gesucht, so schrack sie doch jetzt zusammenschaudernd vor der wilden Schaar Bewaffneter zurück, die hier jede Aussicht auf Rettung erbarmungslos vernichtete.

Wie träumend stand Diego, und sah das Alles, als kaum der Wirklichkeit angehörend an sich vorübergleiten, als der Wirth mit seiner gefüllten Satteltasche auf ihn zuschritt.

„Señor,“ sagte er freundlich und leise, „Sie sind

meiner Warnung nicht gefolgt — ich wußte, daß Ihnen Uebles drohe, aber wir alle haben Sie gestern lieb gewonnen, — wir alle wünschen, und hoffen, daß Sie dieser Gefahr wohlbehalten entgehen sollen. Hier in der Tasche finden Sie einen Imbiß falls Sie — vielleicht den Soldatentrupp einmal verlieren sollten — keinen Dank, bitte, Ihre Zeche haben Sie schon mehr als reichlich bezahlt und — es ist Zeit zum Aufsitzen. Der Officier giebt das Zeichen. Wollen Sie meinem Rath jetzt folgen; so fügen Sie sich vor der Hand in das Unvermeidliche. Geduld, und kommt Zeit so kommt Rath. Sie sehen mir gerade so aus, als ob Sie der Mann wären, den richtigen Augenblick zu benutzen."

„In den Sattel!" dröhnte die Stimme des Officiers über den engen Hofraum hin, und noch war das Wort kaum über seine Lippen, als die Gaucho-Soldaten wie mit einem Schlag in ihren Sätteln saßen. Die Panchos über die rechte Schulter zurückgeworfen, den rechten Arm für Lasso und Carabiner frei zu behalten, tummelten sie ihre Pferde dem Eingang zu. Nur der Correo, sich wenig um das militairische Commandowort kümmernd, zögerte noch; der eine Packen des zweiten Lastthieres schien ihm nicht recht fest zu liegen und er trat dort hinüber, das zu unter-

suchen, schnallte auch den wohl zwei Hand breiten Sattelgurt des armen Thieres, trotz dessen Stöhnen, noch fester, und Alles jetzt in Ordnung wissend, stieg er ebenfalls langsam und bedächtig in den Sattel.

„Fertig zum Aufbruch, Correo?" sagte der Officier.

„Wie Ihr seht, Señor! Aber ich möchte Sie auf Eines aufmerksam machen" —

„Und das wäre?"

„Ich habe Sr. Excellenz fest versprechen müssen spätestens am 2ten in San Luis zu sein. Das Gold, das ich bei mir führe, muß an dem Tag abgeliefert werden, und wenn die Señorita die Beschwerlichkeiten unseres scharfen Rittes nicht aushält —"

„Meine, eigenhändig von Sr. Excellenz unterschriebene Depesche lautet," erwiderte der Officier, „Euch, ohne Bestimmung eines Datums, sicher nach San Luis abzuliefern und die Dame in der Escorte mitzunehmen. Ich habe Euch die Schrift selber gezeigt."

„Bueno, wir werden sehen," sagte der alte Reiter, „daß Ihr mich richtig abliefert, ist also Euere Sorge, daß ich zu rechter Zeit dort eintreffe, die meine. Das Frauenzimmer geht, wie Ihr einsehen werdet, mich nichts an, und Ihr habt also weiter Nichts zu thun, als mit mir Schritt zu halten. Daß ich nicht warte, darauf könnt Ihr Euch übrigens verlassen."

„Was Euere Person betrifft, Señor," sagte der Officier gemessen, „so mögt Ihr mit der machen, was Euch beliebt — Euere Depeschen und Gepäck sind mir aber anbefohlen und bleiben unter meinem Schutz"

„Haltet Ihr sie gewaltsam zurück," rief der Correo, gut, „so habe ich Nichts dagegen einzuwenden; auf Euer Haupt aber auch nachher die Verantwortung. Und nun vamos, Señor. Wir vergeuden hier die schöne Zeit in einem höchst nutzlosen Wortkampf.

Don Diego war im Sattel, und während Don Pasquale mit dem alten hartnäckigen Correo stritt, an Josefens Seite geritten.

„Ihr begleitet uns, Señor?" flüsterte das schöne Mädchen schüchtern.

„Für jetzt nur als Gefangener, wie Ihr", sagte Don Diego rasch, „aber vertraut mir — Euer Bruder sendet mich von Montevideo — haltet Euch zu mir, wenn sich Gelegenheit zur Flucht bietet, und ich werde —"

Sein Flüstern wurde kurz abgebrochen, denn der alte Gaucho hieb plötzlich mit seiner Revenca Diego's Pferd so derb auf die Hüfte, daß es mit einem Satz nach vorn und mitten in den Hof flog. Es war die höchste Zeit gewesen, denn gerade wandte sich der Officier nach ihm um.

„Ach, ich sehe, Ihr seid beritten, Señor — gut denn, vamos. Ihr werdet Euch an meiner Seite halten. Draußen im Freien — Euch die Unannehmlichkeit hier vor den Leuten zu sparen — bitte ich Euch dann um Euer Messer und Euren Lasso — keine Widerrede, Señor, ich bin berechtigt, Euch die Waffen abzunehmen, und könnte sie gleich hier von Euch fordern."

„Paciencia!" rief in dem Augenblicke der alte Gaucho dem einem Packthiere zu, das er kurz vorher erst selber durch einen Peitschenschlag, vielleicht absichtlich gereizt hatte — „Paciencia amigo mio."

Don Diego neigte sich leicht gegen den Officier und sagte lächelnd:

„Ich danke für die Nachsicht; übrigens wäre es blos zu meiner eigenen Bequemlichkeit, wenn ich Messer und Lasso nicht unterwegs zu tragen brauche, denn unter solcher Bedeckung kann ich mich wohl auf kurze Zeit der Wehr begeben. Draußen also steht Ihnen was Sie begehren zu Diensten, Señor, und ich hoffe nur, daß wir einen raschen und angenehmen Ritt haben, den mich betreffenden Irrthum in San Luis sobald als möglich aufgeklärt zu sehen."

Don Pasquale neigte statt aller Antwort nur leicht den Kopf. Der Correo hatte aber indessen schon begon-

nen, den Zug anzuführen, obgleich ihn anfänglich die Unterofficiere daran zu verhindern suchten. — Den alten Gaucho als Postillon neben sich, trieb er mit seiner langen, schweren, nur mit einem kurzen hölzernen Stiel versehenen Peitsche die beiden Lastthiere vor sich her, daß sie trotz ihrer schweren Beladung in vollem Galop die Straße hinabflogen. Was kümmerten ihn die Soldaten, ob sie folgten oder nicht, hatte er doch hier im Orte schon mehr Zeit versäumt, als er gut verantworten konnte, und das nächste Nachtquartier lag manche lange Legua von da entfernt.

Der Officier aber mußte wohl oder übel folgen und einen derben Fluch über den unabhängigen, und keiner Disciplin zu zwingenden Correo in den Bart murmelnd, ordnete er mit raschem Commandoruf seine Leute, und sprengte, Josefens Pferd neben sich haltend, mit Don Diego an seiner andern Seite, seiner Schaar voran, die Straße hinab und in die unabsehbaren Pampas hinaus.

VII.

Reihe und Glied hielten die Burschen, die da so wild und fröhlich auf ihren Pferden hingen, allerdings nicht, und erst einmal im „campo“ draußen und der ganze Zug löste sich in einen wilden, ordnungslosen

Schwarm auf, der bald rechts, bald links hinaus von den Fährten der Caravanen, seinen besten Pfad auf dem weichen Grasboden suchte. Mannszucht aber hatten sie doch genug, bei einem etwaigen Commandoruf wieder rasch in ihre Plätze einzufallen, und plötzliche Gefahr war überhaupt nicht in den Pampas zu befürchten, wo der Horizont, so weit wie der des Meeres, einen Ueberblick nach allen Seiten gestattete.

Für das Nahen irgend einer der gefürchteten indianischen Schaaren gab es überhaupt bestimmte Anzeichen, die den Bedrohten Zeit genug gönnten, sich auf einen Angriff vorzubereiten, hätten sie den überhaupt bei ihrer Zahl und Stärke gescheut. Die wilden braunen Horden der Pampas sprengten gewöhnlich in breiten Zügen durch die Steppe, und vor ihnen flohen die Heerden, floh das gescheuchte Wild und wirbelte der Staub in Wolken auf. Auch konnten die Rothhäute nur von Süden herankommen, denn nördlich hinauf in das Land wagten sie sich schon nicht, weil ihnen dann der Rückweg durch die an der Mendozastraße stationirten Truppen leicht abzuschneiden war. So lange die im Süden sichtbaren Heerden noch ruhig und ungeschreckt weideten, waren die Indianer auch noch fern, und die kleine Caravane konnte ihren Zug ohne besondere Vorsichtsmaßregeln fortsetzen.

Kaum aus der Stadt hinaus, forderte übrigens Don Pasquale seinem Gefangenen, wie er ihm vorher verkündigt, die Waffen ab — Messer und Lasso nämlich, denn eine andere Waffe trug ein Gaucho selten oder nie. Das Messer schob er in den eignen Gürtel den Lasso gab er einem seiner Leute, ihn hinter sich auf den Sattel zu schnallen, und eigentlich wäre die Wegnahme des Lasso allein schon genügend gewesen, den Gefangenen unschädlich und eine Flucht für ihn unmöglich zu machen. Was konnte er in der Steppe ohne Lasso beginnen!

Don Diego dachte aber an nichts weniger als an Flucht, so lange er Josefen noch in der Gewalt des Soldaten wußte. Aengstlich schlug ihm dabei nur das Herz, wenn er der Folgen gedachte, die sein so schlau angelegter und jetzt völlig durchkreuzter Plan mit den Indianern für ihn haben konnte.

Seine Absicht war gewesen, den Correo mit seinem Postillon, die nie mit Bedeckung ritten, in seinen Hinterhalt zu bekommen, ihm die Depeschen abzunehmen und das Geld, das er bei sich führte den Indianern als Beuteantheil zu lassen. Zu diesem Zweck hatte er heute Morgen das besprochene Zeichen durch den aufsteigenden Rauch gegeben, und der Verabredung nach sollte Osantos mit vier oder fünf seiner

Horde an einer ihm genau bezeichneten Stelle — der Furth eines kleinen Flusses, die der Correo passiren mußte, im Hinterhalt liegen. Was aber konnten diese paar Wilden gegen die vortrefflich bewaffneten und eben so gut berittenen Soldaten ausrichten! Sie durften gar nicht einmal einen Angriff wagen, und zogen sich, so wie sie nur den starken Reitertrupp bemerkten, ohne sich zu zeigen, in ihre bahnlose Steppenwildniß zurück. — Was jedoch dann? — Was wurde aus Josefen? Was aus ihm?

Von Süden herauf kamen zwei einzelne Reiter gesprengt; da sie aber den Trupp in voller Bewegung sahen, und sehr wohl wußten, der Correo würde nicht auf sie warten, hielten sie eine weite Strecke vor, um der Cavalcade weiter oben zu begegnen. Es waren zwei der zurückgebliebenen Soldaten, die ihrem Officier, als sie herankamen, meldeten, sie hätten in der Steppe Rauch bemerkt, und vorsichtig den Platz recognoscirend weiter Nichts gefunden, als ein angezündetes Feuer, jedenfalls bestimmt, irgend ein Zeichen für Jemand zu geben. Nur die Spuren eines einzelnen Pferdes seien in der Nähe zu finden gewesen.

Die Thatsache schien allerdings verdächtig; vor der Hand ließ sich aber Nichts weiter damit beginnen, als daß Don Pasquale seinen Trupp mehr zusammen-

zog, eines Angriffes rascher gewärtig zu sein. Es blieb mehr als wahrscheinlich, daß irgend ein indianischer Spion seinen entfernter lagernden Kameraden ein Zeichen gegeben hatte, als die Abtheilung Altacruz verließ. Die Stadt wagten sie aber doch nicht anzugreifen, wo sie die Schießwaffen hinter den Wällen fürchteten, und gegen die Lehmmauern Nichts mit ihren Lanzen, Bolas und Lassos ausrichten konnten, und dem gut bewaffneten Zuge, der sich schon eine lange Zeit vorher auf ihren Angriff vorbereiten konnte, hätten sie ebenfalls nicht ungestraft, selbst in großer Mehrzahl, nahen dürfen.

Einige Leguas weit hielt sich die Schaar auch, dem Befehl ihres Officiers gehorchend, in ziemlich fester Ordnung, nur eben so weit links oder rechts abbiegend, als es der aus aufgewühlten Viscacho-Löchern oder Distel-Dickichten bestehende Boden gestattete. Je weiter sie aber vorwärts rückten, und je weniger sich sehen ließ, desto weniger aufmerksam und wachsam wurden sie, und bald durchstreiften sie wieder nach Gefallen den weiten Plan, um hie und da holzige Gräser zusammenzulesen, und später ihr Mittagsmahl — das unter der Satteldecke liegende Fleisch — damit zu kochen.

Sie näherten sich jetzt einem jener kleinen Steppen-

ströme, die ihr träges Wasser durch die Pampas theils dem La Plata zutragen, theils auch in Sümpfen und kleinen Seen verlaufen, um in der trocknen Jahreszeit dort zu verdunsten. Meistentheils haben diese aber schlammige, schwer zu passirende Betten, denn ein Stein ist hier oft auf zwanzig Meilen weit nicht zu finden; Karren und Pferde können deshalb selten da hindurch, wo ihnen die kürzeste Bahn liegt, sondern müssen sich eben eine Furth, die freilich mit der Jahreszeit wechselt, suchen. Mit der Furth verändert sich denn auch die Straße, und in der Nähe solcher Wasser laufen die tiefeinschneidenden Wagengleise nach allen nur erdenklichen Richtungen aus — eine wirkliche Aufgabe für den Reisenden, die letzten darunter aufzusuchen, und danach die Lage der Furth zu bestimmen.

Der Officier selber war mit dieser Gegend nur wenig oder gar nicht bekannt, obgleich er sie schon mehrmals passirt haben mochte. Da aber die Furthplätze wechseln, so wußte sogar der Correo nicht genau Bescheid, kümmerte sich auch nicht im Geringsten darum, denn es war des Postillons Sache, der in solchem Fall als Führer zu dienen hat und immer nur von einer Station zur andern mitgenommen wird, die zuletzt erhaltenen Pferde wieder zurückzuführen.

Der alte Gaucho, Felipe, wie ihn der Correo nannte, kannte nun allerdings den Weg vollkommen und hielt mit seinen Packthieren genau die Richtung ein, in der ein Trupp wilder Pferde, nahe bei einem Weidengebüsch, graste. Der Correo folgte, mit seiner schweren kurzen Peitsche die armen gehetzten Thiere zu schärferem Galop antreibend, und hatte eben einen mit höherem dichten Gras bewachsenen Fleck umritten, dort oben nicht etwa mit dem Pferde in eins der zahllosen kleinen und durch das Gras versteckten Erdlöcher zu gerathen, als dicht vor der, hinter ihm im vollem Trupp folgenden Cavallerie ein Casuar aufstand, und mit langen Schritten, wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil, das Weite suchte.

Der alte Bursche hatte hier jedenfalls, entweder in voller Sicherheit, oder auch vielleicht durch etwas erschreckt, seinen Platz in dem langen kühlen Gras genommen, das ihn vollständig verdeckte. Den Correo mit seinen Packthieren ließ er dabei in kaum sechs Schritt an sich vorüber; waren sie ihm doch ausgewichen und wußte er aus Erfahrung, wie viel gerathener es sei, den Feinden keine Gelegenheit zur Verfolgung zu geben. Das wilde Getrampel der nachfolgenden Schaar aber, die rechts und links von ihm durch das Gras brauste und selbst den Platz nicht

schonte, auf dem er lag, schreckte ihn empor. Er hob den Kopf so dicht vor dem einen Pferd, daß dieses über die plötzliche Erscheinung jäh zurückfuhr. Im nächsten Moment, von den zähen eisenharten Läufen emporgeschnellt, von den kurzen unbehülflichen Flügeln im Gleichgewicht erhalten, floh das scheue Thier wie mit Gedankenschnelle durch das hohe Gras.

Unglückliches Thier, was half dir Flucht, wo Du eine ganze Schaar deiner ärgsten und gefährlichsten Feinde so dicht auf den Fersen hattest! Der Correo hielt allerdings nicht in seinem Galop ein, und er wie sein Postillon drehten nur, als sie das Geräusch des aufspringenden Vogels und den Lärm hinter sich hörten, die Köpfe danach um. Die Lust zum Hetzen stak wohl in ihnen, aber — sie durften ihre Zeit nicht damit versäumen.

Nicht so rücksichtslos dachten dagegen die argentinischen Soldaten über die ihnen unverhofft gebotene Beute. Ein wilder, gellender Schrei von dem ganzen mit fliegenden Ponchos dahinjagenden Trupp zerriß die Luft, und im Nu flog jedes Pferd, ohne daß der Reiter auch nur nöthig gehabt hätte den Zügel zu berühren, hinter dem davoneilenden Vogel her. Jede rechte Hand suchte dabei den Lasso, und ein prachtvolleres, lebendigeres Bild wäre kaum zu denken

gewesen, als das dieser wilden Jäger hinter dem flüchtigen Strauß.

Nur drei Pferde behaupteten, wenn auch nicht aus eigenem Antrieb, ihre Stelle: das Don Pasquales, Josefens und Don Diegos, und alle drei aus ganz verschiedenen Gründen.

Josefa griff ihrem Thiere erschreckt in die Zügel, als diese wilden Gaucho-Soldaten, einer Heerde von Teufeln ähnlicher wie Menschen, mit kreischendem Aufschrei hinter dem Wilde herbrachen. Don Pasquale dagegen, der seinem Gefangenen nicht traute, und nicht sicher war ob Don Diego nicht einen Versuch machen könnte, solch einen günstigen Moment zur Flucht zu benutzen, kümmerte sich nicht um den Strauß, sondern griff unwillkührlich nach seinem eigenen Lasso, jedes derartige Beginnen im Voraus zu vereiteln.

Don Diego dachte aber nicht an dergleichen: den ganzen Weg war er düster und in sich brütend an seines Hüters Seite hingesprengt, dabei nur mit ängstlich forschendem Blick die Steppe musternd. Kaum brachte ihm aber vorhin eine leichte Schwellung des Bodens den Trupp weidender Pferde in Sicht, als sein Auge in peinlichster Spannung auf diesen haftete. Er sah den aufspringenden Strauß gar nicht, hörte den gellenden Schrei kaum, den die Verfolger ausstießen,

denn dort, aus dem hohen Grase heraus, mitten zwischen den Pferden hoben sich still und plötzlich zwei oder drei dunkle Köpfe und verschwanden eben so schnell wieder, wie sie aufgetaucht waren.

Wäre die Aufmerksamkeit des gesammten Reitertrupps, selbst des Correos und seines Postillons, nicht so völlig auf den gejagten Strauß gerichtet gewesen, so hätte Einer oder der Andere das Versteck des lauernden Feindes erkennen müssen. Die Indianer fürchteten nämlich, der Jubelschrei der Reiter sei auf ihren Hinterhalt gemünzt. Sie seien entdeckt und würden angegriffen. Darum hatte einige von den Voreiligsten die bestürzten Köpfe erhoben, aber eben so schnell sie auch wieder in das Gras geduckt, als sie mit einem Blick die Ursache des Lärmens erkannten. Mitten zwischen den am Boden lauernden Indianern hindurch sprengte in diesem Moment der Correo mit dem alten Gaucho und den Packthieren.

„Caracho," murmelte jedoch der Alte zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, als er auf einmal die fest in das Gras hineingeschmiegte dunkle Gestalt eines Indianers wahrnahm, — aber jetzt war es zu spät. Nur flüchtig schielte er über die Schulter nach dem Militair hinüber. Mit einem lästerlichen Fluch überzeugte er sich, daß Alle ohne Ausnahme

dicht hinter dem Kasuar drein stürmten. Den mußten sie allerdings in den nächsten Secunden einholen. Indessen hatte er sie aber auch schon auf wenigstens zweitausend Schritt in die Steppe hinausgelockt, und bis die Reiter zurück und hier zu Hülfe kamen, konnte dem Correo und dessen Begleitern zehnmal der Hals abgeschnitten sein. Ohne sich deshalb weder um den Postillon noch die Packthiere weiter zu kümmern, riß Felipe sein Pferd rechts herum, den einzigen Weg zur Rettung in der Richtung gegen die Soldaten hin suchend — aber auch das war zu spät.

Die Indianer sahen sich nicht allein entdeckt, sondern auch den richtigen Zeitpunct für ihren Angriff gekommen. Während drei oder vier braune Gestalten aus dem hohen Gras emporsprangen, flogen eben so viele Bolas nach den beiden Packpferden, nach dem alten Gaucho und dem Correo hinüber.

Der Correo allein entging dem ihm zugedachten Wurf dadurch, daß sich eine der Kugeln, ehe sie ausflogen, an einem schwanken Weidenzweige fing und dadurch eine verkehrte Richtung bekam. Die beiden Packpferde dagegen brachen wie von einer Büchsenkugel getroffen zusammen, das eine mit gebrochenem Bein, das andere mit so verwickelten Vorderfüßen, daß es sich überschlug und mit der schweren Last nicht wieder

empor konnte. Auch Felipes Pferd war getroffen, aber nur verwickelt und konnte noch mit kurzen Sätzen springen, kam aber dadurch nicht rasch genug von der Stelle, und der Alte wußte, daß er solcher Art ein treffliches Ziel für einen zweiten Wurf abgeben würde. Ohne den deshalb abzuwarten, ließ er sich an der Seite seines Pferdes ins Gras fallen, um hier die Rückkehr der Soldaten oder sonst abzuwarten, wie sich das Ende gestalte. Konnte er so doch nur sein eigenes Leben in Sicherheit bringen.

Das Alles aber waren die Ereignisse weniger Secunden gewesen, und Don Pasquale war mit getheilter Aufmerksamkeit, halb dem Wild, halb seinem Gefangenen zugewandt, das eigene Pferd dabei nur locker im Zügel, bis dicht an die Indianer hinangesprengt. An den Krieg in den Pampas aber gewöhnt, übersah er im Nu die ganze Gefahr, während sich sein Grimm unmittelbar gegen den Gefangenen kehrte. Die Depesche des Gouverneurs hatte ihm ja gesagt, daß der Fremde in starkem Verdacht stehe, mit den Indianern der Pampas gemeinsame Sache zu machen, um die Unitarier dadurch gegen die Föderalisten zu unterstützen. Deshalb eben sollte er Don Diego gefangen nach San Luis führen. Dieser Ueberfall war also nur sein Werk und ihn vor Allen mußte die Rache treffen.

„Verfluchter Unitarier!“ schrie der Officier, indem er sein Pferd herum und gegen Diego anwarf.

„Das ist Deine That!“ und mit den Worten hatte er sein haarscharfes Messer gegen den Feind gezückt. Don Diego war jedoch von dem Augenblick an, wo man sich dem indianischen Hinterhalt näherte, auf seiner Hut gewesen, und den Arm unter seinem Poncho vorstreckend, schmetterte er den Officier mit einer Pistolenkugel vom Pferde, ehe dieser mit seiner schneidenden Waffe nach ihm stoßen konnte.

„Heilige Jungfrau!“ rief Josefa entsetzt. Don Diego selbst war erbleicht, denn die Entscheidung drängte heran. Der Schuß gab den versprengten Soldaten ein verhängnißvolles Signal. Der Knall meldete ihnen, um was es sich hier handele und rief die Schaar mit einem Mal zurück. Gerade aber die rücksichtslose Hast, mit der sie heran zu stürmen suchten sollte ihr Verderben werden.

Eben hatten sie den Kasuar ereilt; der Lasso des flüchtigsten Reiters flog aus und dem gehetzten Thier um den Hals. Im nächsten Moment warf sich das Pferd herum, und den noch fortstrebenden Kasuar allein schon durch sein Gewicht zu Boden reißend, wurde dieser nach einigen machtlosen Flügelschlägen von dem davon galoppirenden Pferde hinweggeschleift.

Da fiel der Schuß. Diejenigen von den Soldaten, die am weitesten zurückgeblieben, konnten jetzt, wie sie ihre Pferde im Sprung herumdrehten, auch die ersten auf dem Kampfplatz sein. Sahen sie doch überdieß nur fünf oder sechs Indianer, und diese nicht einmal im Sattel, — das war keine Macht die sie zu scheuen gehabt hätten. Keiner von den umkehrenden Reitern dachte auch nur daran, den schon bereit gehaltenen Lasso aus der Hand zu legen und den Carabiner dafür zu ergreifen, die Schlinge war auch jetzt noch die richtige Waffe wider diesen Feind. Schreiend und die furchtbare Wehr um den Kopf schwingend, trieben die Argentiner mit den mächtigen Sporen ihre schon müde gehetzten Thiere zu noch schärferem Laufe an.

Rechts und links aber, vor ihnen und hinter ihnen tauchten plötzlich die Feinde empor. Bolas flogen, Lassos schwenkten aus, Lanzen wurden aus dem Gras herauf gestoßen, und acht bis neun der Argentiner lagen kampfunfähig im blutgefärbten Rasen, ehe ein einziger der Indianer getroffen war. Wie der Blitz fuhren diese jetzt nach ihren Pferden und hinauf, und wehe den überraschten, erschreckten und einzeln herbeistürmenden Weißen, die kein Commandoruf des Officiers traf, sie wieder in Reih' und Glied zu stellen! Ein paar von ihnen hatten allerdings ihre Carabiner

vorgenommen, und einige zwischen die Horde gefeuerte Schüsse brachten zwei oder drei der Indianer zu Boden. Aber zum Laden blieb keine Zeit und Todte und Verwundete zurücklassend, von den siegreichen Feinden überdies noch verfolgt, flohen Rosa's Reiter so rasch sie ihre Pferde trugen, gen Norden hinauf, den verfolgenden Indianern am sichersten zu entgehen.

So war es etwa dreißig Wilden fast eben so vielen Soldaten der regulairen Cavallerie entgegentretend, durch Ueberraschung und Zufall begünstigt gelungen, einen vollständigen Sieg zu erkämpfen und nicht allein dreizehn von den argentinischen Pferden zu erbeuten, sondern auch eben so viele Reiter theils zu tödten, theils kampfunfähig zu machen. Außerdem war das sämmtliche Gepäck des Correos in die Hände der Indianer gefallen, und übertraf, als sie den Mantelsack öffneten, an Reichthum selbst ihre kühnsten Erwartungen.

VIII.

Osantos, als Diego abgesprungen war, die Beute zu untersuchen, hielt neben ihm auf seinem schnaubenden Pferde, sich mit der rechten Hand auf die gegen den Boden gestemmte lange Lanze stützend. Es war ein Bambusrohr, etwa zehn Fuß lang und oben mit einem zweischneidigen scharfen Messer bewehrt, an

dem noch das Blut des Gemetzels in großen dunkeln Tropfen hing. Neben ihm hielten drei seiner Leute, die Uebrigen setzen noch hinter dem Feinde her, oder plünderten die Gefangenen und fingen die reiterlos gewordenen Pferde ein.

Josefa, am ganzen Körper in Angst und Aufregung zitternd, saß regungslos im Sattel, ihr Pferd nur unwillkürlich Diego zudrängend, von dem allein sie Schutz und Hilfe erwartete. Aber Niemand näherte sich ihr, und seit der argentinische Officier gestürzt, und sein Sieger ihre Zügel ergriffen hatte, sie ein Stück zurück und dem ersten Anprall der herbeistürmenden Soldaten aus dem Weg zu bringen, war sie zwar von den einzeln gefeuerten Kugeln bedroht gewesen, aber glücklich verschont geblieben.

Jetzt, als Diego sie vollständig in Sicherheit wußte, sprang er erst aus dem Sattel, die lang erhoffte Beute, die Depeschen des Correo, in Besitz zu nehmen. Vergebens sah er sich aber unter den Getödteten nach der Leiche des Correo selber um. Der alte schlaue Bursche hatte sich aus dem Staub gemacht, und Diego war genöthigt, die beiden kleinen Schlösser des ziemlich umfangreichen Felleisens gewaltsam zu erbrechen, wo ihm denn, wie er nur die Kette gelöst, die gesuchten Papiere entgegen fielen.

Es waren Depeschen an die Gouverneure in San Luis sowohl wie in Mendoza, und Briefe an fast alle Creaturen des Dictators in diesem Landstrich, einige von nicht unbeträchtlichen Summen Geldes begleitet. In jedem Ende des Felleisens fand sich auch ein schwerer Sack mit Doublonen, und Don Diego, der die Gier der Indianer nach Gold kannte, sagte indem er sie dem Häuptling entgegenhielt:

„Da, Osantos — da hast Du was Du willst. Es ist dreimal so viel, als ich zu finden glaubte und Euch versprach. Mir die Papiere, die Euch doch Nichts helfen können, Euch dagegen das Gold, und was sich sonst noch vielleicht an Werthsachen vorfindet. Ich denke, Ihr könnt mit solchem Vertrage zufrieden sein.“

„Ja,“ nickte der Wilde, und ein eigenthümliches Feuer glühte in seinen Augen, als sein Blick auf der zitternden Gestalt des schönen Mädchens ausruhte.

„Dir die Papiere — uns alles Andere, das war der Vertrag. Don Diego ist ein guter Mann, er hält was er verspricht und macht dann keine Ausflüchte. Nimm denn Deine Papiere und geh wohin Du willst; Osantos ist Dein Bruder; Sonne und Mond mögen auf Deinen Pfad scheinen nnd frisches Gras vor Dir emporsprießen.“

Don Diego sah zu ihm auf und erfaßte den Blick,

der glühend an Josefen hing. Ein unheimliches Gefühl drohender Gefahr durchzuckte ihn dabei; noch aber wußte er demselben keinen Namen zu geben. Indessen hatte er mit diesen wilden Stämmen schon zu viel zu thun gehabt, um nicht zu wissen, wie vorsichtig sie behandelt sein wollen. So fest verschlossen sie unter den eigenen eisernen und unbeweglichen Zügen ihre Absichten und Gefühle verbargen, so fest verschlossen mußte man ihnen gegenüber selber sein, wenn man sich nicht ganz in ihre Hände geben wollte. Nur wirklich Geschehenes hatte eine Berechtigung besprochen zu werden.

Glücklicher Weise war Josefa selber mit den Sitten dieser Stämme noch zu wenig bekannt, schon das Schlimmste zu fürchten. Die Pampas-Indianer ermorden nämlich gewöhnlich alle männlichen Gefangenen, die in ihre Hände fallen. Die Mädchen und Frauen aber schleppen sie mit sich in ihre Wildniß, aus der selten oder nie ein Entkommen ist. Ihre Häuptlinge setzen einen Stolz darauf, eine oder mehrere weiße Frauen in ihren Wigwams zu haben, und es läßt sich denken, welch' ein trostlos elendes Leben diese unter den Wilden führen.

Don Diego kannte und wußte das Alles, und wieder über das Felleisen gebeugt, seine aufsteigende Be-

wegung zu verbergen, wühlte er in den Papieren. Der Indianer aber achtete gar nicht auf ihn; sein Blick hing triumphirend an dem schönen Mädchen und er wandte kaum den Kopf, als seine Leute einzeln und schweißbedeckt von der Verfolgung der zersprengten Feinde zurückkehrten.

Don Diego hatte indessen seine Untersuchung geschlossen und eine Masse unnützen Ballasts an Proclamationen, Zeitungen und gleichgültigen Erlassen des Dictators herausgeworfen. Die Briefe und Depeschen schlug er dann in ein kleines Packet, um sie Abends ungestört durchzuarbeiten, steckte das in seine Satteltasche und nahm jetzt vor allen Dingen seine Waffen wieder an sich; sein Messer und seinen Lasso, lud sein abgeschossenes Pistol und durchsuchte dann den Körper des gefallenen Officiers nach den Papieren, die er bei sich führte.

Während er über diesem gebeugt stand, hörte er eine leise flüsternde Stimme an seiner Seite: „Señor! — Señor!"

Langsam drehte er den Kopf dorthin, und erkannte den alten Gaucho Felipe, der vorsichtig aus dem Gras sein Antlitz ihm zuwandte und stöhnte.

„Schöne Geschichte das, caracho, die Sie uns mit den verdammten Indios eingebrockt haben. Meine

Kehle wird wohl jetzt nur wenige Pesos noch werth und der Schluck caña heute Morgen das letzte gewesen sein, was, ohne auszulaufen hindurchgeflossen ist. Helfen Sie mir aus der Patsche, wenn es irgend geht, und ich will Ihnen Zeit Lebens dankbar sein — ich weiß aber schon, Zureden hilft bei den Canaillen so gut wie Nichts, und wenn sie einmal Blut geschmeckt haben, wollen sie mehr und mehr — bis sie eben satt sind."

Dem scharfen Ohr des Indianers war die Stimme nicht entgangen. So sehr er in den Anblick seiner Beute vertieft sein mochte, drang das Flüstern doch zu ihm, und rasch den Kopf hebend, erkannte er kaum die Richtung, aus der es kam, als er seinem Pferde die Sporen eindrückte und nach wenigen Sätzen, die Lanze zum Stoß erhoben, neben Felipe hielt.

„Halt, Osantos," rief aber Diego rasch dazwischen springend und die Waffe fassend, „ohne den Mann da hätten wir unsere Beute nicht gewonnen. Er wußte um Alles und hat uns nicht verrathen. Er ist mein Freund und hat unsere Sache treu gefördert."

Osantos sah einen Augenblick unschlüssig von Diego hinüber zu dem Alten, der sich indessen langsam empor gerichtet hatte.

„Gut," sagte er endlich," sein Leben gehört Dein

sammt den Papieren. Er mag sein Pferd nehmen und nach Hause ziehn."

„Daß sie ihm dort den Hals abschnitten, nicht wahr?" lachte Diego, der rasch überdachte, wie er an dem alten schlauen Gesellen im Fall der Noth eine wackere Hilfe haben könne. „Nein, Osantos, die Weißen wissen, daß er sie verrathen hat und vergessen es ihm nie. Er so wenig wie ich dürfen wieder in jene Ansiedelung zurückkehren, sondern müssen sehen, daß wir Montevideo erreichen können. Dort allein sind wir sicher."

„Und Rosas?"

Nur diese Papiere, die wichtige Aufschlüsse über seine Absichten geben, bringe ich meinen Freunden," erwiederte Diego, „dann kehre ich mit frischer Hilfe zurück, und mit Eurem Beistand, und dem noch vieler gut und treu gesinnter Gauchos wollen wir den Tyrannen lustig aus seinem Nest treiben, und ihm das blutsatte Messer aus der Hand winden."

„Es ist gut — wir werden warten," sagte der Indianer, und sich dann zu seinen Leuten wendend, rief er ihnen in seiner Sprache die Befehle zu, nach denen sie sich rasch in vollem Trupp sammelten und zum Abmarsch bereit hielten. Die rothen Bursche hatten indessen schon Alles, was sie irgend gebrauchen

konnten, zusammengepackt und zum Transport fertig gemacht. Die Sättel der getödteten oder verkrüppelten Pferde waren mit den Zäumen fest an einander geschnürt und auf eines der erbeuteten Pferde gebunden. Ebenso nahmen sie den erschlagenen Feinden Lasso, Bolas, Messer, Sporen und Kleidungsstücke ab. Auch die Carabiner sammelten sie sorgsam mit den Patrontaschen und als das Felleisen mit den darin befindlichen Gelde ebenfalls vorsichtig zusammengeschnürt und aufgeladen war, gab ein gellender Schrei des Anführers das Zeichen zum Abmarsch. Sie wußten, daß die zersprengten Feinde fortgeeilt waren, Hilfe zu holen, und mußten, ehe sie ihnen wieder begegneten, vorher wenigstens ihren Raub in Sicherheit gebracht haben.

Don Diego hätte am liebsten sogleich die Indianer verlassen, aber er durfte nicht wagen, sich schon hier der Gefahr auszusetzen, mit einer andern Atbheilung der Truppen zusammenzutreffen. Außerdem fürchtete er sich Osantos gegenüber das Wort auszusprechen, das, wie er es voraussah, den trotzigen Häuptling zum Widerstand reizen würde — Josefa nämlich in seiner Begleitung mit fortzuführen. — Und welches Recht hatte der Wilde, sie ihm vorzuenthalten? Lieber Gott, wer frug hier in den Pampas nach einem anderen

Recht, als dem der Gewalt. Osantos hatte die Macht; Josefa gehörte mit zu dem überfallenen und zersprengten Trupp. Don Diego hatte ihm überdieß von ihr früher kein Wort gesagt, sich nicht das geringste Anrecht auf sie ausbedungen — weil er überhaupt keine Ahnung hatte, daß sie je könnte dieser Gefahr ausgesetzt werden, und so vernünftig und billig es überhaupt gewesen wäre, sie selber entscheiden zu lassen, welchen Weg, welche Gesellschaft sie vorziehe, so dachten die Wilden doch keineswegs daran, einer Frau ein solches Recht zuzugestehen. Die Frau war nach ihren Begriffen vollständig abhängig vom Manne, als ihrem Herrn, und es verstand sich von selbst, daß sie ihm gehorchen müsse. Der Sieger hatte außerdem volle Macht über den Besiegten, also Osantos in diesem Fall einzig und allein zu entscheiden, was er für gut finde zu thun und zu befehlen.

Der Trupp hatte sich indessen schon in Bewegung gesetzt, nach rechts und links dabei seine Späher aussendend, ob nicht ein oder der andere Feind versteckt dort liege. Osantos hielt noch immer auf der Stelle auf Josefen wartend, und diese, ihr Pferd jetzt an Diego's Seite pressend, sagte rasch in französischer Sprache:

„Señor, ich vertraue Euch vollkommen, und will

mit der heiligen Jungfrau Beistand meine Sicherheit und Rettung in Eure Hand legen. Wollt Ihr aber Euer Versprechen halten, so führt mich so rasch Ihr könnt fort von hier, denn ich fühle, daß mir hier eben so große, wenn nicht noch größere Gefahr droht, wie von den Creaturen des Dictators."

„Ihr überschätzt die Gefahr nicht Señorita," entgegnete mit einem scheuen Blick nach dem Häuptling hinüber der junge Mann — „aber um Eurer eigenen Sicherheit willen bewahrt noch Euren guten, kräftigen Muth — laßt ihn nicht ahnen, daß wir etwas fürchten. Ihr habt zwei treue Freunde in Eurer Nähe und so lange ich athme wenigstens — seid Ihr sicher vor irgend einem Leid. — Leider müssen wir noch in der Gesellschaft der Indianer, wenigstens für eine kurze Strecke bleiben, den jedenfalls nachdrängenden Soldaten auszuweichen; heut Abend aber denk ich, trennen wir uns von dem Haupttrupp, und sei es auch nur, einen andern Stamm aufzusuchen, bis ich Euch sicher nach Montevideo zurückführen kann.

„So handelt denn, wie Ihr es für gut und nützlich findet," flüsterte Josefa, indem ein leichtes Erröthen ihre lieben Züge überflog, „ich gebe mich ganz in Eure Hand, und der Himmel möge Euch vergelten, was Ihr an der armen Waise thut.

„Was sagt sie?“ frug Osantos, dem das ihm unverständliche Gespräch zu lange dauerte, — „nicht in meiner Zunge redet sie, nicht in der Deinen; Osantos ist ein großer Häuptling; warum bleibt sein Ohr verschlossen?“

„Sie ist noch erschüttert von dem letzten Kampf Osantos,“ entgegnete ruhig Diego, „und sehnt sich danach, zu ihren Freunden und Verwandten zurückzukehren. Osantos ist ein großer Häuptling; das Bewußtsein wird ihn erfreuen, ein armes, schwaches Weib aus den Händen ihrer Feinde gerettet zu haben.“

„Ugh! sagte der Wilde, aber mit einem so völlig ausdruckslosen Antlitz, daß es nicht möglich war, darin zu lesen, wie er dies halbe, noch gar nicht verdiente Lob aufgenommen. Möglich, daß er auch einer weiteren Besprechung hierüber vor der Hand ausweichen wollte, denn er deutete mit seiner Lanze der eben davon sprengenden Horde nach, gab seinem Pferd die Sporen und galoppirte davon, ohne sich weiter um seine Gefangenen oder Bundesgenossen — der alte Felipe wußte nicht, für was er sich eigentlich halten sollte — zu bekümmern.

„Caracho,“ murmelte dieser seinem neuen Herrn, Diego zu, „wie wäre es, Compañero, wenn wir hier ein wenig hielten, bis die rothen Schufte aus Sicht

sind, und dann unsern Weg allein suchten. Den rothen Ponchos wollten wir schon ausweichen, wenn Euch nicht besonders viel daran läge, ihnen wieder mit den Postpacketen zu begegnen, und ich glaube fast —"

Ehe Don Diego etwas darauf erwidern konnte, wandte sich Osantos im Sattel, und als er sah, daß die Weißen ihm noch nicht folgten, warf er sein Pferd herum und winkte ungeduldig mit dem Arm.

„Es geht nicht, Amigo," sagte Diego rasch. „Die Pferde der Indianer sind noch frisch, die unseren aber von dem Tagesmarsch ermüdet. Osantos würde mit seiner braunen wilden Schaar den Augenblick auf unseren Fährten sein, und sich dann in vollem Recht glauben, uns zu behandeln, wie es ihm gut dünkt. Vorwärts, daß er nicht ungeduldig wird. Haltet Euch nur an meine Seite, Señorita. Bis heute Abend findet sich schon Gelegenheit, das Weitere zu besprechen, und auch Ihr Felipe, daß wir keinen Verdacht erregen; wir haben überdieß schon zu lange gezögert."

Bei den ersten Worten hatte er sein Pferd vorwärts getrieben, den Indianern nach, und während sich Josefa und Felipe dicht hinter ihm hielten, holten sie bald den ihrer wartenden Osantos ein. Osantos sagte aber kein Wort weiter; die Lanze vor sich schräg

über die Mähne seines Pferdes gelegt, ließ er seinem wackeren Hengst die Zügel, und bald setzte der kleine Trupp in voller Flucht durch das hohe Gras der Pampas, so viel Raum als möglich zwischen sich und die Feinde zu bringen, ehe diese zu einer Verfolgung herbeieilen konnten.

Dabei gebrauchten sie oft die List mit dem Haupttrupp kurze Strecken nach rechts oder links abzubiegen, während sie einzeln wieder davon abgingen, ihre alte Richtung aufzunehmen. Sie wußten wie sehr eine solche gestörte Fährte den Feind beirren und aufhalten mußte, um so mehr, als sich die Soldaten — wenn nicht in sehr starker Zahl — kaum getrauen durften, tiefer in das indianische Gebiet vorzudringen.

Dort waren die Rothhäute unumschränkte Herren, denn wenn auch Rosas auf der Landkarte dies Gebiet beanspruchte, hätte er es nur durch eine dort bleibend unterhaltene Militairmacht auch behaupten können. Wie ein Ocean von Gras lag die weite Steppe ausgebreitet, und zog ja einmal eine Schwadron der leichten Gaucho-Reiter hindurch, den Indianern ins Gedächtniß zurückzurufen, wer hier eigentlich den Oberbefehl beanspruche, so wichen die rothen Schaaren wohl eine kurze Strecke vor ihnen zurück, und ließen sie ungehindert eindringen, so weit sie wollten; kaum

aber traten sie den Rückweg an, so drängten die verschiedenen Horden von allen Seiten wieder herbei, wie die Fluth in das Fahrwasser des davon eilenden Schiffes quillt, und die Pampas gehörten den Indianern wie vorher.

IX.

Die Pferde der Weißen bedurften indessen einer kurzen Rast, an der sie durch den Ueberfall der Wilden verhindert worden. Die Thiere waren erschöpft und Don Diego besonders lag daran, sie nicht unnöthiger Weise noch mehr zu ermatten, sondern ihnen ihre Frische und Kraft zurück zu geben. An einer Stelle angelangt, an der sie frisches klares Wasser fanden, bat er Osantos einige Zeit zu halten und während die Pferde ruhten, erbrach und durchflog er die verschiedenen Depeschen des Gouverneurs, die wichtigsten für sich zurückzubehalten und die übrigen, um nicht unnöthig damit beladen zu bleiben, zu vernichten.

Hier erkannte er denn auch welch' großer Gefahr er selber entgangen war. Denn wäre er nach San Luis gebracht und dort erkannt worden, so war sein Tod beschlossen und gewiß.

Lange ließ ihm Osantos, der bei der Untersuchung der Papiere neben ihm saß und ihm geduldig zuschaute, aber keine Zeit. Ihm lag daran, aus Gründen die



er freilich dem Weißen nicht angab, sobald als möglich seinen Hauptstamm zu erreichen, und einmal erst wieder im Sattel, setzten sie ihren Weg rasch und ungehindert immer gen Süden hin fort.

Einige Male begegneten sie auch kleinen Streifzügen anderer Stämme und Osantos schien diesen besondere Befehle zu geben, denn jedesmal veränderten sie, nach kurzer Unterredung mit ihm, ihre Richtung. Diego frug den Häuptling deshalb, denn noch gestern hatten sie einen gemeinsamen Kriegszug gegen die Argentiner verabredet, in dem die Indianer durch jene verfolgten und von Rosas als seine bittersten Feinde betrachteten Unitarier unterstützt werden sollten. Heute schien er aber nicht mehr darauf eingehen zu wollen, gab ausweichende Antworten und vertröstete ihn auf eine spätere Zeit. — Der Weiße war ihm in seinen neuen Plänen lästig geworden, und er suchte ihn los zu werden.

Gegen Abend erreichten sie ein Dorf der Indianer. Frauen und Kinder kamen den Anreitenden in dichtem Trupp entgegen, und die kleinen braunen nackten Burschen sprangen in tollem Uebermuth auf die Pferde, oder faßten sie an den Schwänzen und ließen sich im raschesten Lauf mit fortziehen, ohne loszulassen. Jubelnd und kreischend tobten Andere hinterdrein und

Josefa bebte schaudernd in sich zusammen, als sie sich mitten in dem ungewohnten wilden Lärm, jetzt sogar noch von den Freunden getrennt, fand. Osantos hatte nämlich, als sie das Dorf erreichten, den Zügel ihres Pferdes ergriffen und während die Eingeborenen in jubelnder Lust um den Häuptling herdrängten, trennten sie ihn von seinen weißen Begleitern. Allerdings versuchte Diego, ihm nachzukommen, aber es war nicht möglich, und von den Wilden überhaupt mit mißtrauischen Blicken betrachtet, mußten sie endlich ihre Pferde einzügeln, um nicht ein oder das andere Kind niederzureiten.

„Das geht recht schlecht," brummte Felipe leise seinem Begleiter zu „denn der rothe Hallunke da vorn hat Böses im Sinn. Ich fürchte fast, wir werden das arme Mädchen als Señora Osantos hier zurücklassen müssen, um später einmal die Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft von solch halbrothen kleinen Teufeln zu werden, wie sie da überall an den Pferdeschwänzen hängen."

Diego griff seinem Thier in die Zügel, daß es hoch aufbäumte, und im wilden Trotz suchte die Hand unter dem Schutz des Ponchos nach dem Messergriff — aber was hätten sie jetzt — hier gegen die Ueberzahl der Feinde ausrichten können!

„Er darf sie nicht haben, Felipe," zischte er endlich mit kaum verhaltener Wuth — „Du hast Recht, das ist kein Platz. Aber erst soll er meinen letzten Tropfen Blut genommen haben, ehe er das Mädchen sein nennen darf."

„Würde er auch mit dem größten Vergnügen nehmen," spottete der alte Gaucho bitter vor sich hin. „Die Dirne hat ihm nun den Kopf verrückt, und er will und wird sie haben, ja, und wenn er uns allen Beiden und noch zwanzig Anderen die Köpfe deshalb abschneiden sollte. Was liegt solch einem rothen Hallunken an einer Menschenkehle? — — Ihr dürft Euch aber eigentlich gar nicht beklagen," fuhr der Alte leiser fort, als Don Diego kein Wort darauf erwiderte. „Ich habe Euch gewarnt, dem rothen Canaille nicht zu sehr zu vertrauen, und Euch um der heiligen Jungfrau willen gebeten, mich mit ihnen einzulassen, daß Ihr sie mit einem Messer erreichen könnt. Jetzt seht Ihr, was daraus entstanden ist."

„Aber der Häuptling hat doch ganz nicht gesagt, daß er das Mädchen zu sich nehmen will," warf Don Diego ein, sich an den letzten Strahl von Hoffnung klammernd.

„Wohl kaum," brummte der Alte, „so viel Ihr was [illegible] darauf an was er denkt und thut, [illegible]

wie er den Zügel ihres Pferdes hält — wie seine Blicke gierig an ihr hängen. Dort hinten geht die Sonne unter — wenn sie wieder aufsteigt müßte ich mich sehr irren oder sie begrüßt Señora Osantos an der Seite ihres wilden Gatten."

„Du hast Recht, Felipe, hier ist keine Zeit mehr zu verlieren," rief Diego rasch, indem er seinem Pferde die Sporen gab. —

„Was wollt Ihr thun?" mahnte der Alte dringend. „Nur keinen dummen Streich!"

„Habt keine Furcht" sagte der junge Mann, „ich weiß in wie weit Osantos über unser Leben gebieten kann, wenn ich auch kaum glaube, daß er an das meinige Hand legen würde."

„Denkt ja nicht, daß der etwa Rücksichten nimmt," sprach der Alte. Aber Diego hörte ihn schon nicht mehr und durch die Indianer drängend, die ihm gar nicht recht willig Raum gaben, ritt er gerade zu dem Häuptling hinan.

„Was begehrt Don Diego?" sagte Osantos, langsam den Kopf nach ihm wendend, während Josefa den Heraneilenden mit dankbarem Blick begrüßte. Hatte sie doch längst ein eisiges Entsetzen durchschauert als sie sich durch die barbarische Horde von den Freunden, wenn auch nur für Momente, getrennt sah.

„Abschied will ich von Dir nehmen, Osantos,“ sagte der junge Mann.

„Du willst fort?“ entgegnete der Häuptling erstaunt, aber Diego konnte es nicht entgehen, daß ein triumphirendes Lächeln, wenn auch nur wie ein flüchtiger Schein, über die dunklen Züge flog. „Doch nicht noch heut' Abend? Dein Pferd ist müd, und wenn Du dem Feind begegnest, mußt Du Dich verstecken.“

„Nein, nicht heut Abend,“ sagte Diego, der von innerer Aufregung über das Entscheidende des Augenblicks, die Worte kaum über die Lippen brachte, aber morgen mit Tagesanbruch will ich mich nach Osten hinüberziehen, um in der Nacht die Ansiedelungen der Feinde zu durchreiten. Josefa's Verwandte sind in ängstlicher Sorge um sie. Ich muß eilen sie zurückzubringen.“

„Josefa's Verwandte?“ sagte Osantos düster, und seine Brauen zogen sich drohend zusammen. „Reite nur allein zu ihnen, und sage ihnen, daß das Mädchen eines Häuptlings Weib geworden ist, und von jetzt an in seinem Zelt wohnen wird.“

„Josefa Dein Weib?“ versetzte Diego, und trotz der Gewalt, die er sich anthat, war er doch nicht im Stande, die Entrüstung zu unterdrücken, die diese Worte bei ihm hervorriefen. Wenn er auch das

Schlimmste schon lange befürchtet hatte, so erhielt er doch hierdurch erst die Gewißheit, die seine ärgsten Ahnungen bestätigte. Aber sein überwallendes Gefühl gegen die hereinbrechende Gefahr, war Zorn und trotzige Empörung.

„Und warum nicht?" fragte lauernd der Häuptling, indem ein halb spöttisches, halb tückisches Lächeln über seine dunklen Züge blitzte. „Oder hat der Weiße vielleicht beschlossen, sie selber als Belohnung dafür zu beanspruchen, daß ihn Osantos aus der Gefangenschaft der Föderalisten befreite?"

„Gefangenschaft?" rief Diego, der nicht begreifen konnte, woher der Wilde davon sollte Kunde erhalten haben.

„Vielleicht warst Du nicht gefangen," lächelte der Indianer vor sich hin, „und hast Dein Messer und Deinen Lasso den Freunden zu tragen gegeben. Aber es ist genug gesprochen. Reite zurück zu Deinen Freunden oder bleibe bei uns: es steht Dir frei. Osantos Wille aber steht fest. Morgen Abend erreichen wir die Heimath, in die uns die Feinde nicht zu folgen wagen. Dort wird Osantos den Stamm zusammenrufen, wie es eines großen Häuptlings würdig ist, und drei Tage und drei Nächte den Festlichkeiten widmen. Don Diego soll willkommen sein, wenn

er Zeuge von dem Glück des weißen Mädchens sein will — dann mag er nachher zu ihren Verwandten reiten und ihnen Kunde bringen."

„Rettet mich Don Diego," flüsterte Josefa bei einer Biegung des Weges. Mit Entsetzen hatte sie den Worten gelauscht, die über ihr Schicksal entscheiden sollten. „Oder tödtet mich, wenn Ihr mich nicht befreien könnt," fügte sie in französischer Sprache hinzu.

„Aber hat Osantos auch das Mädchen selber gefragt, ob sie das Weib des Häuptlings werden will?" sagte Diego, der seine ganze Fassung wiedergewonnen hatte, ohne auf Josefas Aufforderung mit Wort oder Blick zu antworten.

„Werden will?" sagte Osantos finster. „Hat das Weib auch einen Willen, wo Männer sprechen? Osantos hat es gesagt, das ist genug. Was Osantos gesagt hat, muß geschehen."

Diego neigte leicht das Haupt.

„Und was wird mit der Fremden geschehen, bis sie Osantos mit der gebührenden Feierlichkeit in sein Zelt nimmt?" fragte er, seinen Grimm verbeißend und um das starre, unbeugsame Verlangen des Indianers durch keinen ferneren Widerspruch oder dadurch

zu reizen, daß er selber ein Recht auf das Mädchen geltend machte.

„Sie wird den Frauen übergeben, zu denen sie fortan gehört,“ sagte Osantus ruhig.

„Das darfst Du nicht,“ fiel da Josefa ein, die mit fieberhafter Angst auf die Rede des Häuptlings hingehorcht hatte. „Das darfst Du nicht, Indianer. Nie werd' ich Dein Weib, bei dem allbarmherzigen und mächtigen Gott da droben — nie, denn eher den Tod, als Dein.“

„Ugh!“ sagte der Wilde mit einem innerlichen Grinzen. „Die Weiber schwatzen und die Männer handeln. Was darf Osantos nicht!“

Ohne das Mädchen weiter eines Wortes zu würdigen, lenkte er sein Thier ab, und auf ein Zeichen drängten sich die Frauen des Stammes herbei, die Gefangene in ihre Mitte zu nehmen. Diego wollte sich ihr noch einmal nähern, aber die indianischen Weiber litten es nicht und wiesen ihn mit wildem Geschrei und zornigen Geberden zurück. Nur die Worte konnte er ihr in französischer Sprache zurufen: „Mit Tagesanbruch,“ als jene Megären den Zügel ihres Pferdes ergriffen und sie mitten in die Zelte hinwegführten. Dort verschwanden sie rasch mit ihr hinter

einer der aus ungegerbten Häuten so roh als einfach hergestellten Hütten.

„Da habt Ihr die Bescheerung," raunte ihm Felipe zu, der an Diego's Seite kam. „Kurz und bündig genug hat Osantos seinen Willen ausgesprochen, und seid versichert, daß er ihn durchsetzt. Ich wollte, wir wären fort von hier."

„Du kannst gehen, Felipe," sagte Diego ruhig. „Wir sind allein, der Schwarm hat sich zerstreut. Reite Du davon."

„Und Ihr?"

„Ich wanke und weiche nicht von hier, bis ich nicht den letzten, den verzweifelten Versuch gemacht habe, Josefen zu retten!" rief außer sich der Unitarier. „Tod dem elenden Indianer, wenn er mir entgegentritt!"

„Und das Bündniß mit Montevideo? Und alle die schönen Pläne zur Befreiung des Vaterlandes, zu der Ihr Euch mit den wackeren Rothfellen verbündet habt?" sagte der alte Mann. „Die Depeschen, die so blutig erkauft wurden?"

„Mein Leben hängt an dem Besitz Josefens."

„Ja, ja, Euer Leben," brummte Felipe, in den Bart. „Ihr seid Euch doch Alle gleich, Unitarier und Föderalisten, wie auch der Führer, wie die Partei

heißen möge. Was Euch regiert ist der eigene Nutzen — und das Vaterland? — Ei, das mag eben zum Teufel gehen drüber, sobald es Lust hat, — Vaterland — lächerlich."

„Ich liebe mein Vaterland von ganzem Herzen," betheuerte Diego, „Blut und Leben habe ich mehr als einmal dafür in die Schanze geschlagen. Aber kann und darf ich dulden, daß dieser rothe Teufel in seiner bestialischen Lust kalt und trotzig jenen Engel opfert?"

„Engel, — bah," sagte Felipe, „es ist immer nur ein Leben und noch dazu das Leben einer Frau, was Euch von dem einmal gesteckten Ziel ablenken will. Raubt sie, und Ihr dürft nie zu dem Stamm zurückkehren, mit dessen Hülfe Ihr den Truppen Sr. Excellenz — den Gott erhalten möge, bis ihn der Teufel holt — trotzen könntet. Aber, was hilft mein Reden," brach er plötzlich ab. „Ihr thut doch, was Eure Leidenschaft heischt, und je eher das dann geschieht, desto besser. Aber wenn etwas Gutes aus dem Ereignisse dieses Tages kommen soll, so dürfen wir nicht feiern."

Felipe war in der That ein viel zu praktischer Mann, als daß er sich mit unnöthigen Redensarten aufgehalten hätte. Er erkannte, was geschehen mußte, und so war es nicht seine Art, lange über die Nothwendigkeit zu philosophiren. Ein echter Sohn der

Pampas, hatte er aber auch selbst unter dem Gespräch mit Diego nicht einen Blick von dem Trupp der indianischen Frauen verwandt, die die Gefangene in das für sie bestimmte Zelt geleiteten. Er wußte deshalb auch genau in welchem derselben die künftige Gattin des Häuptlings ihre vorläufige Wohnung aufgeschlagen, und es blieb nur vor allen Dingen zu untersuchen, ob es möglich sein würde heimlich dort hineinzukommen.

„Euch raubt die Besorgniß um Josefa, wenn auch nicht den Muth, doch die volle Besonnenheit. Wollt Ihr mir folgen?" fragte Felipe.

„Wenn Du sie mit mir befreien willst, als Dein Diener, als Dein Sclave, alter Patron," versicherte Diego.

„Wir wollen zusehen, was ein Gaucho vermag, der kein Neuling in den Schlichen und Ränken Eurer lieben Verbündeten ist," gab Felipe in seiner trocknen Weise zurück und betrachtete mit ruhiger Aufmerksamkeit die Gegend und die Lagerplätze der Indianer. Darnach traf er seine Maßregeln.

Er suchte zuvörderst einen Lagerplatz zu finden, wo sich ihre Thiere ordentlich erholen und reichlich weiden könnten. Starke, flinke Pferde mußten sie haben, wenn sie irgend etwas Entscheidendes unter-

nehmen wollten. Ein solcher Lagerplatz war auch bald gefunden: Klee und Gras wuchs überall in Masse; ein kleiner Bach schlängelte sich mitten durch die Pampas, und führte wenigstens so viel Wasser mit sich, die Pferde davon zu tränken. Lebensmittel hatte Diego, Dank der Vorsorge des Wirthes zu Altacruz ebenfalls genügend in seiner Satteltasche, selbst noch für den nächsten Tag auszuhalten, und die Satteldecken auf den nackten Boden gebreitet, die Sättel als Kopfkissen, die Ponchos als Decken, legten sie sich, nachdem sie ihr Abendbrot verzehrt, zur Ruhe nieder. —

Osantos selber hatte sich gar nicht mehr um sie gekümmert, ihnen nicht einmal ein Zelt anweisen lassen, aber Felipe sah nichtsdestoweniger daß einzelne dunkle Gestalten den von ihnen gewählten Lagerplatz umkreis'ten und hielt diese wohl mit Recht für von dem Häuptling ausgesandte Spione, die jede ihrer Bewegungen zu überwachen hätten.

Für den Augenblick war deshalb Nichts auszurichten. Die Pferde mußten rasten, und am Besten konnten sie die Wachsamkeit der Wilden einschläfern, wenn sie jetzt gar nicht thaten, als ob sie an irgend etwas Anderes als Schlaf und Ruhe dächten. Wie nothwendig brauchten sie auch wirklich beides, Schlaf und Ruhe!

X.

So verging die Nacht. Die Indianer, denen kein Befehl zu frühem Aufbruch gegeben worden, lagen noch theils in ihren Zelten, theils um einzelne niedergebrannte Feuer zerstreut, in tiefem Schlaf und gar nicht weit vom Lager heulten die Steppenwölfe ihren Morgengruß, mit dem sie sich vor dem dämmernden Tage in ihre Schlupfwinkel zurückzogen. Diego erwachte und fuhr nach seinen Waffen greifend empor. Sein erster Blick war auch nach Felipe, aber dieser hatte sein „Bett" schon verlassen. — War er heimlich entwichen? — nein, sein Sattel lag noch dort, und während Diego, unschlüssig was jetzt ohne ihn zu beginnen, in die Dunkelheit hinausstarrte, kehrte der alte Gaucho schon mit leichtem, vollkommen geräuschlosem Schritt zurück.

„Du warst im Lager?"

„Ja," flüsterte der Alte — „Alles steht gut. Die rothen Schufte schlafen wie die Ratzen; ich war in dem Zelt."

„In Josefens Zelt?"

„Nicht so laut; es braucht keiner von ihnen zu wissen daß wir munter sind. Ja wohl, ich hatte mir gestern Abend den Platz genau gemerkt, und sie glauben auch schwerlich, daß wir keck genug sind den

Ort zu betreten. Wenn die Dirne nur eine Ahnung davon hätte."

„Sie weiß daß wir mit der Morgendämmerung versuchen wollen zu entfliehen.

Gut, dann wird sie sich auch jetzt bereit halten — wenn sie's eben nicht verschläft. Sattelt die Pferde und haltet Euch fertig; ich will versuchen, das Mädchen abzuholen. Ihr Sattel liegt neben dem Zelt, den bring ich mit."

„Felipe, wenn Du —"

„Bst — weiteres Reden ist nicht nöthig und sogar gefährlich. Fort, die Zeit vergeht; drüben im Osten färbt sich schon der Himmel, in einer halben Stunde haben wir hellen Tag —" und ohne weiter eine Anwort abzuwarten glitt der alte Bursche von Diego's Seite fort und mitten wieder zwischen die düsteren Zelte der Feinde hinein. Diego kannte aber ebenfalls die Gefahr, der sie sich aussetzten, vollkommen und wußte, wie wenig Zeit ihnen zu ihrer Flucht bleiben würde. Ohne deshalb auch nur einen Augenblick zu verlieren, griff er seinen Lasso auf und schritt rasch in die Pampas hinaus, wo er sein Pferd wußte. Das treue Thier, wenn es sich auch in der Nacht noch so weit entfernt haben mochte, kam gegen Morgen jedesmal zu dem Lagerplatz seines Herrn zurück. Kaum

hatte dieser ihm auch das wohlbekannte Zeichen gegeben, als sein freudiges Schnauben schon die Stelle verrieth, an der es sich befand. Mit ihm weidete Felipe's Pferd und Diego hatte in wenigen Minuten die beiden gesattelt und gezäumt. So vorsichtig er aber auch zu Werke ging, war er doch nicht im Stande ein drittes einzufangen, denn die Pferde der Indianer hielten sich scheu von dem Weißen zurück. Wie er sich ihnen näherte, wichen sie schnaubend zur Seite und er mußte es aufgeben ihnen zu folgen, weil ihn das Geräusch, das sie machten, sonst sicher verrathen hätte.

Noch schwierigeren Auftrag hatte indessen Felipe der wohl leicht genug das Zelt erreichte, und den Damensattel mit seinem Zaum bei Seite legte, dann aber unschlüssig an der Zeltwand hielt, weil er nicht wußte. auf welcher Seite das weiße Mädchen lag. Weckte er aber eine ihrer Wächterinnen, dann konnte er sich fest darauf verlassen, das ganze Lager in wenigen Secunden alarmirt zu haben — und was dann? Vorsichtig bog er endlich die Ecke des einen, von der Sonne gedörrten Felles zurück, und es war ihm fast, als ob er im Innern sich etwas hätte bewegen sehen, doch ließ ihn die Dunkelheit nichts Deutliches erkennen. Sollte er zurückweichen? — War es eine der Indianerinnen, so hatte er doch Nichts

mehr zu hoffen, heimliche Flucht blieb dann unmöglich, war es aber Josefa, so mußte er ihr ein Zeichen geben, daß Freunde in der Nähe seien, und leise ahmte er den chirpenden Ton der kleinen Steppeneule nach, die zu Tausenden die Pampas beleben und Nachts besonders herüber und hinüber streichen. — Nichts antwortete, aber er konnte erkennen, daß der Zelteingang geöffnet wurde — einen Moment war er im Stande, den helleren Himmel zu erkennen. Geräuschlos bewegte er sich zurück und draußen neben ihm stand eine weibliche Gestalt.

„Don Diego?“ flüsterte sie mit weicher, zitternder Stimme. Aber hier blieb keine Zeit zu Erklärungen. der alte Gaucho ergriff die gegen ihn ausgestreckte Hand des Mädchens, und den neben ihm liegenden Sattel aufhebend, zog er sie rasch der nicht entfernten Stelle zu, wo er Diego mit den Pferden zu finden hoffte.

„Josefa!“ jauchzte der junge Mann, ihr entgegen springend „gerettet — gerettet!“

„Noch lange nicht,“ zürnte der Alte, während die Jungfrau ängstlich den Blick nach den Zelten zurückwarf. „Das sind nur zwei Pferde und wir brauchen drei.“

„Ich war nicht im Stande ein drittes zu be-

kommen," erwiderte Diego. „Scheu wichen sie vor mir zurück und schnauften so laut, daß ich Verrath durch ihre Unruhe fürchtete. Ich nehme Josefen auf mein Pferd.

„Daß uns die rothen Schufte in der ersten Stunde einholen, nicht war?" brummte der Gaucho, indem er seinen Sattel abschnallte und zu Boden warf, um den Damensattel aufzulegen.

„Und weshalb das?" frug Diego erstaunend.

„Hinweg mit Euch!" sagte darauf der Alte. „Ihr habt keine Secunde übrig. An den sieben Kreuzen find' ich Euch wieder. Kennt Ihr den Platz?" —

„Eine Legua von Altacruz."

„Ja, und fort, sag ich. Ich komme nach!" und wie ein Kind griff er das junge Mädchen auf und hob es in den Sattel, während Diego schon fertig an ihrer Seite hielt. Ein eigenthümliches Schnalzen mit der Zunge gab zu gleicher Zeit dem Pferd des alten Gaucho das Zeichen zu voller Flucht, und Josefa konnte nur eben den Zügel richtig fassen, als auch schon das muthige Thier mit ihr die Steppe entlang flog. Diego war trotz Sporen und Peitsche kaum im Stande, an ihrer Seite zu bleiben.

Noch stand der alte Bursche und horchte den ver-

hallenden Schlägen der Hufe, wobei er kopfschüttelnd murmelte:

„Alter Esel, der ich bin; was geht's mich eigentlich an, ob das junge Ding einen kupferbraunen oder weißen Mann bekommt, daß ich mich jetzt hier selber festreite und nicht rück- und vorwärts kann. Wenn jetzt die verdammten Indianer — aber laß sie zum Henker kommen, bis dahin wird doch wohl irgend ein Pferd aufzutreiben sein, und daß ich nicht wählerisch bin, will ich ihnen bald beweisen — wenn es Osantos bester Renner wäre."

Mit den Worten und still vor sich hin lachend griff er seinen Sattel und Lasso auf und wollte sich eben hinaus in die Pampas wenden, um dort einen Trupp Pferde aufzusuchen, als aus dem Lager heraus, schon im Sattel und ihre Lanzen in den Händen, sechs Indianer, den Häuptling an der Spitze, gesprengt kamen, die in gestrecktem Galop an dem Lagerplatz vorüber wollten. Als sie aber den Weißen gewahrten, den sie wahrscheinlich hier gar nicht mehr vermuthet hatten, zügelten sie im Nu ihre Pferde ein und zugleich rief Osantos:

„Wo ist Dein Gefährte, Amigo? Und was für Thiere waren das, die dort eben fortgaloppirten?"

„Unsere eigenen," versetzte Felipe, ungewiß dar-

über, ob die Wilden die Flucht ihrer Gefangenen schon entdeckt hätten oder nicht. „Welche sollen's sonst sein? Diego ist hinter ihnen her und sucht sie zu fangen. Wir wollen fort.“

„So früh?“

„In der Morgenkühle reitet sich's am besten; was sollen wir hier?“

Osantos sah zaudernd zu dem Mann nieder und sich dann zu seinen Begleitern wendend, gab er ihnen in ihrer eigenen Sprache einige Befehle. Drei von ihnen sprengten augenblicklich fort, und zwar derselben Richtung zu, in der Diego mit seiner schönen Beute geflohen. Aber es war noch nicht hell genug, schon Spuren verfolgen zu können. Nur dem Schall der Hufe konnten sie nacheilen, aber auch dieses Geräusch war schon lange auf dem weichen Grasboden verklungen. Die anderen Indianer hielten noch still neben dem Weißen.

Felipe wurde es unbehaglich. Zwar war in keinem Fall die Flucht Josefens schon entdeckt, sonst hätte Osantos selber wahrlich nicht so ruhig seinen Platz behauptet, aber jeden Augenblick konnte und mußte die Entdeckung geschehen. Was wurde dann aus dem Alten? Unter jeder Bedingung mußte er aus der unmittelbaren Nähe der Wilden zu kommen suchen. Draußen in dem hohen Gras der Steppe, selbst wenn er nicht sobald ein

Pferd erhaschte, konnte er sich eher verstecken und etwaigen Nachforschungen ausweichen. Vor Allem durfte er keine Verlegenheit blicken lassen. Ohne sich daher weiter um die Wilden zu bekümmern, warf er den Sattel auf die Schulter, richtete seinen Lasso bequem zum Wurf und schritt dann ohne weiteren Gruß in den jetzt dämmernde Morgen hinaus.

Osantos sah ihm unschlüssig ein paar Augenblicke lang nach, als ein Lärm im Lager seine Aufmerksamkeit dorthin ablenkte. Felipe aber hatte den gellenden Aufschrei der weiblichen Stimmen ebenfalls gehört. Er wußte, was der Tumult bedeutete. Daher, kaum aus Sicht der Rothhäute, denen seine dunkle Kleidung mit dem Steppengras verschmolz, schnallte er seine Sporen ab und sprang in flüchtigen Sätzen der Richtung zu, in der er Pferde hatte wiehern hören. Wie eine Katze kroch er, gegen den Wind, an sie heran, und als er sie in richtiger Wurfesnähe hatte und sich emporrichtete, den Lasso zu schleudern, schreckten die Thiere zu spät vor ihm zurück. Die Schlinge flog aus, und wenn ihn das gefangene Thier auch noch eine Strecke schleifte, schnürte ihm das scharfe Seil doch bald durch das Gewicht des daranhängenden Körpers die Kehle zu. Im nächsten Augenblick hatte es Felipe an der Mähne gepackt, Sattel und Zaum darauf geworfen,

im Nu saß er oben, und das Anlegen der Sporen auf eine andere Zeit verschiebend, ließ er es ausgreifen, was es laufen wollte. Galt es doch, den jedenfalls bald nachfolgenden Feinden auf Leben und Tod einen tüchtigen Vorsprung abzugewinnen.

Nur wenige Minuten später und über die Pampas flog eine Schaar dunkler wilder Gestalten auf schnaubenden Rossen, lange schlanke Rohrlanzen in den Rechten, den grauen wollenen Poncho um die Schultern, das lange schwarze straffe Haar ihre Schläfe peitschend. Hie und da, wo eine Schwellung des Bodens einen Ueberblick über einen Abschnitt der Steppe möglich machte, hielt der Trupp, und all die schwarzen Adleraugen spähten scharf umher. Aber sie waren schon einige Male getäuscht worden in ihrer Suche — erst von ein paar einzelnen Hirschen, dann durch einen Trupp Strauße, — und das hatte sie von der Richtung abgezogen, in welcher Felipe dahin jagte.

Jetzt theilte sich die Schaar — lang ausbreiteten sich die Indianer, den weiten Plan einzeln abzusuchen, aber, sobald ein forschendes Auge irgend einen verdächtigen Gegenstand entdeckt, sammelte ein Schrei die Gefährten, und in toller Hast sausten die wilden Gesellen der bezeichneten Beute nach — und wiederum getäuscht und vergebens.

Nach rechts und links waren, weit ab von dem Haupttrupp, ein paar Kundschafter abgesandt worden: meilenweit konnten sie jetzt nach allen Richtungen hin die Steppe übersehen. Da kam denn der Eine von ihnen auf schweißbedecktem schäumendem Thier heran. Er schwenkte die Lanze und im wilden Jubel gab Osantos das Zeichen zur Verfolgung nach der bezeichneten Linie hin. Nach einer Weile erreichten Osantos' Gefährten einen Streifen höher gelegenen Landes. Dort vor ihnen, so nahe, das sie die einzelnen Gestalten in dem hellen Sonnenschein deutlich unterscheiden konnten, sprengten zwei Reiter: ein Mann und ein Weib, in gerader Richtung den Ansiedelungen der Weißen zu.

Im Nu war der Plan, die Flüchtigen von dem mit Militair besetzen Ort abzuschneiden, gefaßt. „Vorwärts — da hinüber, vorwärts!“ befahl Osantos, und die Hufe der behenden und zähen Steppenrosse berührten kaum den Boden in ihrem Sturmeslauf.

Ueber die Pampas hin, Glück und Seligkeit im Herzen und die Gefahr, die ihnen noch immer drohte, nicht achtend, floh Diego mit dem lieben Mädchen. Josefa saß wacker im Sattel, und des alten Gaucho Pferd war ein tüchtiger Renner, wie die weite Steppe keinen besseren je getragen. Weit hinten aus warfen

sie den Rasen und die Vorsicht, die Diego gebraucht hatte, im Anfang und so lange sie noch unter dem Schutz der Nacht dahin ritten, die Verfolger durch kurze Kreuz- und Querritte von der Fährte zu bringen oder wenigstens aufzuhalten, erwies sich für's Erste wirksam genug, um ihnen einen beträchtlichen Vorsprung zu verschaffen. Aber auf die Dauer freilich hatten sie die wilden Söhne der Pampas nicht zu täuschen vermocht. Nun waren sie entdeckt nnd unaufhaltsam, das bewegliche Ziel vor Augen, preßten die Verfolger näher und näher heran.

Diego hatte sie längst bemerkt. Schon als die ersten von dem Trupp auf dem höher liegenden Erdkamm erschienen, erkannte er die drohenden Gestalten gegen den hellen Himmel. Aber er trieb die Pferde deshalb nicht zu größerer Eile an, damit ihre Kräfte nicht im entscheidenden Augenblick versagen sollten. Noch lag eine weite Strecke zwischen ihnen und den Verfolgern, die ihre eigene Sicherheit mehr und mehr gefährdeten, je näher sie der kleinen Stadt Cruzalta kamen. Daß er sich selber nicht ungestraft dort durfte blicken lassen, galt ihm gleich. Was lag ihm an seinem Leben, wenn er nur Josefen dem furchtbaren Schicksal entreißen konnte, dem sie unter den Wilden verfallen gewesen.

Weiter stürmten die wackeren Renner, weiter und immer weiter, aber der flüchtige und scheue Blick, den Diego zurück über seine Schulter warf, zeigte ihm auch, daß die Verfolger — wenn sie nicht bessere Pferde hatten — doch rücksichtslos um späteres Ermatten sie antrieben, und daß sich die Entfernung, die noch zwischen ihnen lag, mit jedem Augenblick verringerte.

Josefa hatte im Anfang keine Ahnung davon, daß ihnen die Feinde so nahe wären; Diego's häufiges Zurückblicken machte sie aber endlich ebenfalls aufmerksam, und schaudernd gewahrte sie die wachsende Gefahr. Aber kein Wort wurde zwischen den Beiden gewechselt. Rascher trieben sie ihre Thiere an, und im wilden Flug durchschnitten sie den grünen Plan. Doch umsonst; näher und näher rückten ihnen die Wilden auf den Leib, und schon klang ihnen deutlich das jubelnde Hohngeschrei der Horde in die Ohren.

Da richtete sich Diego hoch im Sattel auf. Nicht mehr nach den Verfolgern schaute er zurück, denn ein Etwas hatte seinen Blick gefesselt, was vor ihrer Bahn war.

„Wir sind verloren," stöhnte Josefa an seiner Seite.

„Noch nicht," rief er ermuthigend. „Sehet Ihr

dort drüben den dunklen Fleck auf der grünen Fläche?"

„Eine weidende Heerde," sagte die Jungfrau und scheu streifte ihr Blick zurück nach den wilden Gestalten, die sie immer bestimmter hinter sich erkennen konnten.

„Das ist keine Heerde," jauchzte aber Diego. „Größer und größer ist der Fleck geworden, und er wächst mit jedem Sprung, den wir vorwärts thun."

„Ihr verändert die Richtung," Señor, rief Josefa, „kommen uns die Wilden nicht dadurch näher?"

„Ja, aber von jenseit nahen die Retter," jubelte Diego. „Der lange Streifen, der sich dort drüben mehr und mehr entwickelt, ist argentinische Cavallerie.

„Die Wilden würden sich schwerlich so weit in deren Nähe wagen."

„Sie haben sie noch nicht bemerkt," rief Diego — „der Strich, den sie jetzt durchreiten, liegt tiefer als der, auf dem wir uns im Augenblick befinden. Aber ihre Ueberraschung wird desto größer sein. Wenn unsere Pferde nur noch eine halbe Stunde aushalten, so sind wir geborgen."

Josefa strengte ihre Augen an, die sich vor ihnen entwickelnde Schaar zu erkennen. Wenn es am Ende, anstatt einer Gauchotruppe, nur eine andere Horde

von Wilden war, so blieb ihnen nichts übrig, als Unterwerfung unter ihr Schicksal. Näher und näher kamen indeß die Feinde, aber Diego hatte schon den rothen Schein der argentinischen Ponchos, das Blitzen der Sonne auf den Carabinern erkannt, und dachte jetzt an die Rettung seiner eigenen Person und an die Mittel, Josefa vor der Rückkehr in Rosa's Gewalt zu bewahren.

Sobald die Indianer nämlich das Militair entdeckten, was in den nächsten Minuten geschehen mußte, so hoffte er, daß sie Halt machen und die Verfolgung aufgeben würden: die Soldaten warfen sich ihnen dann entgegen, und diese Zeit eben hatte er zu benutzen, um sich mit seiner schönen Schutzbefohlenen, dem einen wie dem anderen Trupp zu entziehen. Waren ihm doch Beide so ziemlich in gleichem Grade gefährlich. Noch aber hielten die Wilden nicht in ihrer tollen Hetze ein, und als er den Blick jetzt wieder nach den Argentinern hinüberrichtete, war die Schaar, wie in den Boden hinein verschwunden.

Diego indessen, zu gut mit der Steppe und den Gebräuchen derselben bekannt, errieth sofort den Plan der Soldaten, die, von den Indianern vielleicht noch nicht entdeckt, jetzt dieselbe List gegen diese gebrauchen wollten, die ihnen gestern verderblich geworden. Sie

hatten es hier aber mit einem viel zu schlauen Feind zu thun, der nicht so leicht in eine ihm gelegte Falle ging.

Allerdings waren es die heranrückenden Soldaten gewesen, welche die ansprengende Horde, und zwar durch eine aufwirbelnde Staubwolke entdeckten, als sie gerade einen trockensandigen Landstrich passirte. Rasch warfen sie sich daher von ihren Pferden, die braunen Reiter so dicht als möglich heranzulassen, oder gar zwischen sich und die Ansiedelungen zu bringen. Von den beiden Flüchtigen zwischen den einander be-begegnenden Schaaren hatten die Argentiner bis dahin noch nichts bemerkt. Osantos dagegen folgte diesen auch jetzt noch in voller leidenschaftlicher Hast und glaubte seine Beute schon erreicht zu haben, als er plötzlich die in einem dichten Trupp zusammenstehenden Pferde gewahrte, von denen die Argentiner abgesprungen.

Allerdings benutzten diese Thiere den ihnen gegönnten freien Moment alsbald dazu, das ihnen zunächst liegende Futter abzuweiden. Aber der scharfe Blick des Indianers fand das geschlossene Beisammenstehen derselben verdächtig. Eine Anzahl reiterloser Pferde hätte sich in den Pampas, außer vielleicht von Wölfen bedrängt, nicht so dicht vereint gehalten, und

nur erst einmal aufmerksam gemacht, wurde sein Verdacht bald zur Gewißheit.

Was Osanto's Argwohn bestätigte war, daß die von ihm Verfolgten, denen die jenseitige Schaar längst in die Augen gerathen sein mußte, dorthin ihren Weg gelenkt hatten. Der schrille Ruf des rothhäutigen Führers bannte also die sich um ihn sammelnden Genossen plötzlich an die Stelle.

„Sie halten!" sprach Josefa aufathmend, die mit immer ängstlicher klopfendem Herzen um sich geblickt hatte, je mehr sich die Entfernung zwischen ihnen und den nachsetzenden Wilden verringerte. „Sie halten — wir sind gerettet — wir sind frei."

„So frei," murmelte Diego vor sich hin, „wie man es in argentinischer Gefangenschaft nur irgend sein kann. — Aber zügelt Euer Pferd ein, Señorita," setzte er lauter hinzu „wir müssen die Thiere verschnaufen lassen, denn von den Indianern haben wir in der That Nichts mehr zu fürchten."

„Aber von den Soldaten?"

„Es steht jetzt bei Euch, Josefa, Euch in ihren Schutz zu begeben, oder mit mir noch eine weite wüste Strecke der Pampas zu durchreiten — wenn es nämlich gelingt, daß wir der Aufmerksamkeit jener Leute entgehen. Wählt, denn die Zeit ist kostbar."

„Ich verabscheue Rosas — ich hasse seine Schergen! führt mich zu meinem Bruder,“ lautete die Bitte der Jungfrau, während hohe Röthe ihre Züge übergoß.

Diego sprach kein Wort, aber seine ausgestreckte Hand ergriff die Hand Josefa's, sein Blick ruhte auf ihrem lieben Angesicht einige flüchtige Secunden, dann jedoch vollständig mit sich im Reinen, faßte er den Zügel ihres Pferdes und führte es langsam in einen muldenartigen Einschnitt der Steppe hinab, in dem sie für eine gute Strecke hin beiden feindlichen Trupps aus Sicht gebracht wurden.

XI.

Wahrscheinlich blieb es, daß die Soldaten noch eine kurze Zeit warten würden, bis sich entweder die Indianer zurückzogen, oder sie auf andere Weise ihre List mißlungen sahen; dann aber machten sie auch jedenfalls einen directen Angriff auf den Feind, den Ueberfall von gestern Morgen auf frischer That zu rächen und ungehindert konnten die Flüchtlinge vielleicht die Zeit benutzen, beiden Theilen aus dem Weg zu kommen.

Rechnete Diego indessen auf eine feige Flucht der Wilden, so hatte er sich darin vollständig geirrt, denn Osantos, noch siegestrunken von dem gestrigen Kampf,

und zum Aeußersten entschlossen, das schöne weiße Mädchen wieder in seine Gewalt zu bekommen, dachte nicht daran, sich die schon gesichert geglaubte Beute durch einen Trupp zufällig auftauchender Soldaten entreißen zu lassen. Aus der veränderten Richtung, die Diego einschlug, erkannte der schlaue Wilde, sofort, daß jener fürchte, mit den Argentinern zusammen zu treffen; sein Plan mußte dann sein, zwischen ihnen hindurchzuschlüpfen und den gedachte ihm Osantos zu vereiteln.

Kaum daher, daß die beiden Flüchtigen in der muldenartigen Senkung des Landes verschwanden, nahm Osantos zwei von seinen Leuten zu sich, und bog mit diesen, nach einem dem Haupttrupp gegebenen kurzen Befehl, links ab, seine Gefangene wieder zu gewinnen, ehe die Soldaten einen Angriff auf ihn machen konnten. Hier begünstigte ihn auch nicht allein das Terrain, sondern die völlige Sicherheit Diego's, der nicht an die Möglichkeit dachte, im Angesicht eines argentinischen Reitertrupps von den Wilden überfallen zu werden. In der festen Ueberzeugung, beide Theile vollständig mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt zu wissen, hatte er die Thiere eingezügelt und ritt im Schritt die schmale Senkung hin, die ihn vollständig den Blicken seiner Feinde entzog.

„Was ist das?" flüsterte da plötzlich Josefa an seiner Seite. „Das klang wie der Hufschlag eines galopirenden Pferdes, — gleich dort drüben."

Diego behielt aber keine Zeit, ihr auch nur Antwort zu geben, denn aus dem hohen Gras hob sich ein brauner Kopf mit blitzenden Augen, ein Arm schwenkte darüber aus und er war kaum im Stande, sich auf die rechte Seite vom Pferde zu werfen, als auch schon eine kurze Bola nach ihm flog und dicht über seinen Kopf hin zischte.

Im nächsten Moment war er wieder im Sattel, und Josefens Pferd der anderen höheren Seite zudrängend, hatte er gerade seine Pistole gezogen und gespannt, als sich wieder ein brauner Arm mit geschwungenem Lasso erhob. Diego sah nur die unbestimmten düstern Umrisse im Gras, aber so wie sein Schuß über die Steppe dröhnte, sank der Wilde zusammen. Die Gefahr war jedoch dadurch noch lange nicht beseitigt, denn in demselben Moment fast tauchte Osantos in eigner Person vor ihnen auf; ein anderer Wilder spornte sein Pferd in die flache Schlucht, gerade vor ihre Bahn, und streckte die Hand nach Josefens Zügel aus. Ein Sporendruck und Diego's Thier schnellte sich in einem mächtigen Satze an seine Seite und mit wildem

Aufschrei stürzte der Indianer blutend aus seinem Sattel.

Verderblich wäre dieser Sieg aber freilich für Diego geworden, hätte nicht eine andere Hand den gewissen Tod von ihm abgewandt. Osantos, der seine beiden Gefährten rechts und links von sich fallen sah, stieß einen Racheschrei aus, und seine lange Rohrlanze gesenkt, die scharfe Stahlspitze in zitternder Bewegung auf- und niederschwenkend, flog er gegen Diego an. Unmöglich hätte dieser dem sicheren und tödtlichen Stoße ausweichen können, denn links war er durch Josefens, rechts durch des getödteten Indianers Pferd eingehemmt, und angstvoll streckte sich sein rechter noch mit dem langen Messer bewehrter Arm aus, in der thörichten Hoffnung, so den Stoß zu pariren. Wohl sah er, wie ein anderer Reiter auf den Kampfplatz sprengte, sah wie dessen Lasso ausflog — vielleicht nach ihm selber, ihn vom Pferd zu reißen, als sich die Lanzenspitze plötzlich, schon dicht vor seiner Brust, zu Boden senkte und der Häuptling auch in demselben Moment machtlos ins Gras geschleudert wurde.

„Paciencia, amigo," sagte dabei die ruhige Stimme Felipe's, der seinem Pferde, indem er es zur Seite riß, die Sporen gab, und dadurch den so glück-

lich geworfenen Lasso nur fester um die Arme des gefangenen Häuptlings schnürte, „mit solchen Stahlspitzen solltest Du etwas vorsichtiger gegen Christen sein. Aber: quien rompe, pay! Stoßt zu, Señor, und zahlt dem Schuft für seine Thaten!"

Diego war in der That im ersten Augenblick, als er den Indianer machtlos in seiner Gewalt sah, vom Pferd und mit der blanken Klinge auf ihn zugesprungen. Osantos erwartete nichts anderes als den Tod, und blickte seinem Feind nur fest und starr ins Auge hätte dieser von ihm, in gleichen Falle, doch auch nichts Besseres zu erwarten gehabt — aber ein anderer Gedanke durchzuckte den jungen Mann. Felipe, der hier so zur rechten Zeit eingetroffen, hielt auf höherem Boden, von wo aus er ein weiteres Stück der Pampas überschauen konnte.

„Was treiben die Soldaten, Amigo?" rief er diesem zu.

„Santa Maria," rief der Alte verwundert, „stoßt dem Schuft erst Euer Messer in den Leib, dann ist es Zeit genug, sich um die zu kümmern, die jetzt in vollem Angriff auf die Wilden sind."

„Und die Indianer?"

„Sehen aus, als ob sie Stand halten wollten, sie spielen ihr altes Spiel, lassen ein paar von den Sol-

daten ins Gras beißen und wenn sie merken, daß sie den Kürzeren ziehen, stieben sie aus einander, wie ein Schwarm Papageien — wer will sie fangen! So stoßt zu und kommt."

Der Indianer lag still und regungslos; er wußte, daß der Stahl sein Leben treffen mußte ehe er im Stande gewesen wäre die festgeschnürte Schlinge abzuwerfen und er durfte keine Furcht vor dem Tode zeigen.

„Paciencia, amigo!" lachte da der junge Mann, während Josefa schaudernd ihr Angesicht verhüllte, den neuen und vielleicht nothwendigen Mord nicht ansehen zu dürfen — „paciencia! Du hast mir die alte Warnung oft genug zugerufen. Wie steht der Kampf jetzt?"

Kopfschüttelnd wandte sich der Alte der Gegend zu.

„Jetzt prallen sie gegen einander," rief er plötzlich. „Beim Himmel, die rothen Burschen halten sich besser wie ich gedacht; es sieht aus, als ob sie sich hierherwerfen wollten."

Osantos zuckte krampfhaft mit dem Arm, aber der Lasso hielt und die Hand Diego's mit dem Messer hob sich wie zum Stoß.

„Kommen sie?" sagte Diego finster.

„Nein, sie wenden sich," rief Felipe, — „hei, da

hinten scheint noch ein anderer Trupp Soldaten aufzutauchen, der sie in die Flanke fassen will. Jetzt geht die Flucht Hals über Kopf steppein."

Wieder knirschte der Wilde in seinen Banden, und wieder hob sich das vorhergesenkte Messer, ohne aber nach des Feindes Herz zu suchen.

„Und jetzt?

„Ueber die Pampas flieht der ganze Schwarm," rief der alte Gaucho, der jetzt selber Interesse an der Jagd zu nehmen schien, — „weit, weit hinaus, von wo sie hergekommen. Hurrah! die Bahn ist frei und wir haben die wilden Steppenwölfe nicht mehr zu fürchten."

Diego, ohne ein Wort erwidern, bog sich nieder und löste des Häuptlings Bande, während Felipe mit einem Fluch und Schreckensruf dazwischen sprang.

„Caracho!" rief er aus, „Ihr laßt den rothen Teufel los — wißt Ihr, was Ihr damit beginnt?"

„Geh, Osantos," sagte aber Diego, indem er zu seinem Pferde fort und in den Sattel sprang — „dort drüben fliehen Deine Leute, schließ Dich ihnen wieder an — wenn wir von jetzt an auch keine Freunde sein können, sind wir doch und bleiben wir gemeinsame Feinde jenes Tyrannen, der Euch und uns bedrückt. Willst Du vergessen was hier geschehen ist, wenn wir einander wieder begegnen?"

Finster und wild blickte ihn der Indianer an und schaute dann nach seinem Pferd hinüber, das nur wenige Schritte von ihm entfernt das süße Gras abzupfte. Don Diego hatte ruhig sein Messer in die Scheide zurückgestoßen und lud die vorher abgeschossenen Pistolen wieder. Jetzt schnalzte der Wilde mit der Zunge; das Pferd spitzte die Ohren und kam langsam näher.

„Und versprichst Du mir, uns nicht weiter zu verfolgen?“ fragte Diego.

Osantos griff seine Lanze auf, faßte die Mähne seines neben ihm stehenden Thieres und blickte trotzig den Weißen an. Was ihm aber auch für dunkle Pläne das Hirn gekreuzt, er mußte fühlen, daß er den beiden Männern nicht gewachsen war, wenn selbst das eben geschenkte Leben ihn nicht gebunden hätte. Kein Laut öffnete dabei seine Lippen; nur einmal schweifte sein glühender Blick über Josefens zitternde Gestalt, dann schnellte er sich in den Sattel und als Felipe fast unwillkürlich den Lasso wieder aufgriff und Diego die indeß geladene Pistole hob, glitt das Pferd des Häuptlings wie ein Pfeil zwischen ihnen durch, hinaus in die Pampas.

Diego sprengte jetzt ebenfalls auf die Erhöhung, dem flüchtigen Wilden nachzuschauen, aber lange konnte

er ihm mit den Blicken nicht in dem hohen Steppengras folgen, da er sich noch dazu ganz auf den Sattel niederbog. Er floh, die Seinen wieder einzuholen und dabei zugleich der Aufmerksamkeit vielleicht hier und da gelagerter Späher zu entgehen. Sie selber hatten Nichts von ihm zu fürchten.

„Wenn Ihr es nur nicht bereuen müßt, dem Burschen das Leben geschenkt zu haben", brummte Felipe — „es thut nie gut, denn hätte er mir gestern den Hals abgeschnitten, wie es ihre Sitte ist, so wäre ihm heute mein Lasso nicht in die Quere gekommen."

„Es ist der bitterste Feind, den Rosas hat," sagte aber Diego, „den mußte ich ihm erhalten. Treffen wir wieder zusammen, wer weiß ob es dann nicht auf einer Seite im Felde geschieht und Rosas selber gäbe Tausende von Dollars, den braunen Arm unschädlich zu wissen. Aber nun fort; die argentinische Besatzung von Altacruz ist uns gefährlicher, wie jener wilde Sohn der Pampas — die müssen wir vor allen Dingen vermeiden."

„Und wir gehen nicht nach Altacruz zurück?" frug Josefa rasch.

„Nicht wieder in Euer Gefängniß" lachte Diego fröhlich. „Während die rothen Ponchos hinter den Indianern hersetzen und dort die abhanden gekom-

menen Depeschen suchen, schneiden wir sicher nach dem La Plata hinüber, wo mir der Freunde viele leben. Einmal dort und wir sind gerettet und durch Entre Rios oder den La Plata hinab, schaffe ich Euch sicher nach Montevideo. — Und gehst Du mit Felipe?"

„Dank Euch", sagte der Alte ruhig — „bis jetzt kann mir Niemand Etwas in den Weg legen; selbst mit der Depeschengeschichte habe ich Nichts zu thun gehabt. Daß ich geflohen bin, kann mir Niemand verdenken, der Correo hat's nicht besser gemacht, deshalb reit' ich jetzt ruhig wieder nach Haus, die Dinge abzuwarten. Bringt Ihr einmal wirklich Hülfe, nun wer weiß, wie ich Euch dann nützen kann."

„Ein Wort, ein Mann", rief Diego ihm die Hand entgegenstreckend — und jetzt —"

„Möchte ich nur die Señorita bitten, daß wir wieder die Pferde mit einander tauschen," lachte Felipe. „Ich bin einmal an den Alten gewöhnt und er an mich, überdies ist das Thier, das ich bis jetzt geritten, frischer und wird sie besser tragen."

Damit war er schon aus dem Sattel, warf diesen ab, half Josefen vom Pferd und hatte in wenigen Secunden den Tausch nicht allein beendet, sondern das schöne Mädchen auch schon wieder in den Sattel gehoben.

„Und jetzt mit Gott! Vivan los salvajes Unitarios, Muera el enemigo Rosas!“

„Muera!“ jubelte Don Diego und Felipe's Revenka traf das Pferd Josefens, daß es mit raschem Satz nach vorn sprang.

„Fort mit Euch“, rief der alte Mann dabei, „die Zeit vergeht und erst über der Mendoza-Straße drüben dürft Ihr Eure Thiere verschnaufen lassen.“

Diego streckte ihm die Hand hinüber, die er herzlich drückte.

„Ich werde Euch den Dienst im Leben nicht vergessen.“

„Bah,“ lachte der Alte, „war schon vorher bezahlt“ und den Hut gegen Josefa schwenkend, die ihm noch ein letztes Lebewohl zuwinkte, blieb Felipe noch eine ganze Weile halten und sah den beiden jungen Leuten nach. Dann wandte er sich um, die beiden Messer der erschlagenen Indianer an sich zu nehmen, denn die Lassos hatten die flüchtig gewordenen Pferde mit fortgenommen, stieg wieder in den Sattel, warf noch einen letzten Blick nach den beiden schon in weiter Ferne verschwindenden Reitern hinüber und kehrte dann langsam, ohne sich weiter um Militair oder Indianer zu bekümmern, nach Cruzalta zurück.

Die Feuerjagd auf Hyänen in Afrika.

Wenn man in Europa afrikanische Jagd erwähnen hört, so denkt man gewöhnlich an die massenhaften Wildzerstörungen eines Cumming, Gerard ꝛc. ꝛc. und bevölkert im Geist den ganzen ungeheuren Continent mit einer wahren Unzahl von Raubthieren, Elephanten, Giraffen, Straußen und so weiter.

Die Berichte der verschiedenen Naturforscher, denen wir hauptsächlich Nachrichten über jene Länder verdanken, tragen dazu nicht wenig bei, denn Naturforscher sind sehr selten, fast nie wirkliche Jäger, wenn sie auch gern und viel schießen. Es ist auch ganz natürlich, denn sie gehen nur darauf aus, besondere Species von Thieren zu finden und ein kleiner neuer Vogel interessirt sie viel mehr, als ein in allen zoologischen Gärten schon vorhandenes Raubthier. Sie schießen deshalb, wo sie etwas Interessantes finden, und zerstören sich mit dem Knall vielleicht die wunder-

vollste Jagd für den ganzen Tag. Ihre Berichte über Jagd sind deshalb auch mit großer Vorsicht aufzunehmen, und die Heuglin'schen Schilderungen der Jagd in den nämlichen Strecken, welche die kleine Expedition des Herzog's von Coburg durchzog, geben dafür nur wieder den Beweis.

Man war danach berechtigt, oder wurde vielmehr verleitet zu glauben, daß jener Landstrich von Wild schwärme, eine Hoffnung, die sich allerdings nicht erfüllte. Dennoch gab es auch selbst für den Jäger manches Interessante und dem Jäger in Deutschland wird es deshalb erwünscht sein, einen kurzen und getreuen Bericht von Jemandem über jenen Landstrich zu hören, der sich selber einen Jäger nennen darf. Ich spreche hier natürlich nur von dem District, den wir selber besuchten.

Um mit dem edelsten Wild, dem Löwen zu beginnen, so giebt es deren in der Samhara sowohl wie in den Bergen; die Fährte dieses sogenannten Königs der Wüste ist an vielen Stellen in den Sand eingedrückt, wenn wir auch — mit einer einzigen Ausnahme, wo Prinz Leiningen eine Löwin flüchtig davongehen sah — keines dieser Thiere zu Gesicht bekamen. Wie alle Raubthiere, liegt er den Tag über versteckt und geht nur des Nachts auf Beute aus,

kommt ihm aber am Tag ein Mensch zufällig zu nah und hört er nur den Schritt desselben, so läuft er eben wie alle übrigen Raubthiere und versteckt sich an anderer Stelle. Dahin reduciren sich alle Mordgeschichten vom Löwen, über dessen Großmuth und die Gewalt des menschlichen Auges über ihn so viele sehr schöne Geschichten im Umlauf sind. Fühlt er sich freilich verwundet und vom Menschen, seinem Feind, bedrängt, dann wendet er sich natürlich gegen ihn, und daß er die Kraft hat ihn zu vernichten, ist sicher. Ebendasselbe thut der Hirsch und zu gewissen Zeiten selbst der Rehbock; das nämliche thut die wilde Katze.

Es ist möglich, daß, in der Samhara besonders, mit einer großen Anzahl von Treibern eine glückliche Löwenjagd zu Stande gebracht werden könnte. Die Eingeborenen selber haben aber keinen Begriff von einer solchen Jagd und würden nur schwer dazu zu bringen sein, und da es nie versucht wurde, läßt sich auch weiter Nichts darüber sagen. Hielte man sich übrigens Monate lang und zwar zu einer Zeit wo die Heerden dort weiden, in der Samhara auf, so ist es recht leicht möglich, daß man einmal nach eifrigem Pirschen einem Löwen begegnen und ihn dann auch erlegen könnte. Bei einem bloßen Durchmarsch aber wäre das nur reiner Zufall.

Leoparden giebt es ebenfalls in den Bergen und vielleicht mehr als man denkt; aber in den furchtbaren Mimosendickichten und steilen Hängen ist ihnen noch viel schwerer beizukommen, wie den Löwen in der Samhara und eine wirkliche Jagd auf sie zu machen, ganz unmöglich. Das Einzige, was man vielleicht thun könnte, wäre einen Luderplatz herzustellen und Nacht auf Nacht auf dem Anstand zu sitzen; aber selbst da würde man seine ewige Noth mit den Hyänen haben, die ganz unglaubliche Quantitäten Fleisch in einer einzigen Nacht fressen und davontragen. Auch die Jagd auf Leoparden ist deshalb keine auf die man fest rechnen kann; der Leopard ist außerdem so scheu wie der Löwe und versteckt sich am Tage, wenn ihn nicht der Hunger heraustreibt, eben so sorgfältig.

Hyänen giebt es dagegen genug und man scheucht sie zuweilen über Tag bei einem Pirschgang auf, oder kann sie auch mit einiger Ausdauer Nachts an irgend einer Stelle bei ausgeworfener Lockspeise schießen, denn sie kommen mit der größtmöglichsten Unverschämtheit bis dicht an die Zelte und Hecken heran. Ihretwegen sind auch in der That alle Dörfer oder einzelne Wohnungen im Land mit dichten Dornenhecken umgeben, denn es ist schon vorgekommen, daß sie, von scharfem Hunger getrieben, in die

Hütten der Eingeborenen hineingefahren sind und ein gerade schreiendes Kind erfaßt und davongeschleppt haben, und was sie einmal mit ihrem furchtbaren Gebiß packen, das lassen sie auch sicher nicht wieder los.

Uebrigens sind sie, trotz ihrer Gier und Gefräßigkeit, doch ziemlich schlau und scheu und obgleich der Herzog, Fürst Hohenlohe, Prinz Leiningen und ich viele lange Nächte auf dem Anstand lagen so wurde doch bei solcher Gelegenheit nur eine einzige vom Prinzen Leiningen geschossen. Sie wählen auch kluger Weise dunkle Nächte am liebsten zu ihren Raubzügen und kommen gewöhnlich erst, wenn der Mond unter ist; bei Vollmond dagegen sehr spät, meist immer gegen zwei Uhr Morgens.

Schakals giebt es ebenfalls in ziemlicher Anzahl. Der Schakal ist eine Art Prairiewolf; ein Mittelding zwischen Wolf und Fuchs, ohne den Muth des ersteren und die Schlauheit des letzteren. Er schleicht scheu und feige des Nachts auf Raub aus und sucht sich von dem zu nähren, was ihm die größeren Bestien überlassen, oder was er stehlen kann..

Das sind die Raubthiere dieses Landestheils, von denen meiner festen Ueberzeugung nach der Mensch für sich selber auch nicht das Geringste zu

fürchten hat. Der Jäger mag allein durch alle jene Wildniß und Berge pirschen und er wird sich keiner größeren Gefahr aussetzen, wie im Thüringer Wald daheim, außer er träfe vielleicht in unmittelbarer Nähe mit einem Löwen zusammen und liefe selber davon — vielleicht bekäme dann der König der Thiere Courage. Wer nur ein klein wenig Muth und Geistesgegenwart hat — was selten einem wirklichen Jäger fehlt — der mag getrost allein die Jagd auf alle diese Thiere betreiben; auf die Eingeborenen, die er mitnehmen könnte, ist überdies kein Verlaß, denn bei wirklicher Gefahr darf er vollkommen versichert sein, daß sie ihn doch im Stich lassen.

Was das übrige Wild betrifft, so findet sich die schlanke Gazelle in der Samhara am häufigsten und da, besonders nah den Bergen zu, das Terrain mehr gebrochen und überall mit kleinen Büschen bedeckt ist, so bietet die Pirsche auf dieses Wild nicht allein Unterhaltung, sondern die Gazelle selber auch einen delicaten Braten für das Lagerfeuer. Wie bei der Gemse haben Bock und Geis aufgesetzt, der Bock aber natürlich stärker, mit einem etwas mehr ausgebogenen Gehörn, das wie bei dem Gemskrickel in eine niedergebogene aber stets nach innen gedrehte Spitze ausläuft. Das Gehörn ist außerdem nicht glatt,

sondern die ganze Länge hinauf wie mit dem Finger rund herum eingedrückt.

Ein ganz ähnliches Gehörn hat die Semaringi-Antilope, nur natürlich viel stärker und ein klein wenig anders gebogen wie die Gazelle. Die Semaringi-Antilope ist aber auch im Wildpret meistens zwei oder dreimal so stark, sonst aber in der Lebensart der Gazelle vollkommen gleich, nur womöglich noch scheuer. Es gelang uns nur sehr wenige davon zu erlegen. Sie hat wie die Gazelle eine braungelbe Färbung, aber die hintere Hälfte der Keulen ist, wie der Bauch, vollkommen weiß. Auch bei diesen Antilopen haben die Geisen aufgesetzt und tragen nur ein etwas schlankeres, dünneres Gehörn wie der Bock, der unter seinem tüchtigen Kopfschmuck gar stattlich einherschreitet. Das Wildpret ist vortrefflich.

Außer diesen kommt in der Samhara auch noch wie in den Bergen, die kleine Zwergantilope vor, bei der der Bock ein paar zierliche kleine Spieße auf hat. Die Zwergantilope ist an Körper etwa unseren Hasen gleich, mit schlanken allerliebsten Läufen und leicht gefleckt, ja sieht fast einem frisch gesetzten Wildkalb ähnlich. Dabei ist ihr Wildpret süßlich und man ißt es sich leicht zuwider, ja man schießt die Thiere zuletzt sogar mit Widerwillen, weil es gerade einem Wildkalb so

ähnlich sieht und ich habe später auch nur darauf geschossen, wenn ich für die Nacht vielleicht eine Lockspeise brauchte. Sie sind übrigens wenigstens viermal so groß wie der javanische Zwerghirsch.

Außer diesen soll es in der Samhara noch die große Oryx-Antilope geben, mit langem geraden Gehörn, sie wurde aber auf dem Strich, den die Expedition nahm, nirgends angetroffen. Man darf übrigens nicht etwa glauben, daß alle diese Antilopen und Gazellen in großer Menge vorhanden und gar vertraut wären. Was an Wild dort vorkommt, ist außerordentlich scheu und man kann viele Stunden lang pirschen, ohne auch nur ein einziges Stück zu Gesicht zu bekommen. Jedenfalls ist die Jagd hinlänglich schwierig und beschwerlich, um interessant zu sein. Strauße sollen in der Samhara manchmal vorkommen und Einer der Herren traf am vorletzten Tag auf seinem Pirschgang vier; die andere Gesellschaft dagegen nicht einen einzigen, ja nicht einmal im Sand die doch leicht kenntlichen und auffallenden Fährten.

Giraffen und Elephanten kommen in der Samhara gar nicht vor; die Letzteren treffen wir aber wunderbarer Weise schon in den steilen, alpenähnlichen Hängen der Gebirgskette, welche die Bogosländer von dem Küstenstrich trennt und dort scheinen

sie sich vorzugsweise von den jungen Olivenzweigen zu nähren, die in einigen Districten in großer Menge wild wachsen.

Die Jagd auf Elephanten ist an diesen Stellen außerordentlich beschwerlich, denn der Jäger muß ungeheure Strecken weit in den steilen, dornbewachsenen Hängen umherklettern, ehe er dies sehr scheue Wild nur zu Gesicht bekommt. Große Vorsicht ist dabei unumgänlich nöthig, denn einmal beunruhigt, verlassen die Elephanten augenblicklich den ganzen District und wandern dann enorme Strecken weit, ehe sie sich wieder sicher fühlen und auf's Neue ihren festen Aufenthalt nehmen.

In diesen Gebirgen kann der Elephant natürlich nur angepirscht werden und es ist rathsam, daß bei dieser Jagd mehre Schützen zusammen sind, um einem Angeschossenen gleich eine Anzahl von Kugeln aufzusetzen. Eine einzelne Kugel kann ihn tödten, aber der Fleck in der großen, hellen Körperfläche ist klein und unsicher zu treffen. Der sicherste Fleck soll dicht hinter dem Gehör sein und zwar in der Vertiefung der Knochen.

Diese Jagd kann gefährlich werden, wenn auf dem rauhen, keine rasche Bewegung erlaubenden Boden der Jäger dem ungeschlachten Wild gerade in den Weg

kommt, oder sich unnöthiger Weise sehr bemerkbar macht. Der Elephant ist nicht sehr ängstlich mit Ausweichen und was er, mit dem Gewicht natürlich, unter den Fuß bekommt, ist rettungslos verloren.

Die Eingeborenen jagen den Elephanten ebenfalls und zwar mit ihren alten Gewehren, pirschen sich dann aber stets dicht an ihn an. Uebrigens ist es ganz unnöthig, daß die Kugel, mit der ein solches Thier erlegt werden soll, eine eiserne Spitze haben oder überhaupt Spitzkugel sein muß. Auch die runde Kugel schlägt, auf nicht zu große Entfernung, überall durch die Decke und macht jedenfalls eine bessere Wunde als die Spitzkugel, die, meiner Meinung nach, das Schlechteste ist, was ein Jäger auf Wild verschießen kann — wenn er nicht eben ganz ausgezeichnete Hunde bei sich hat. Wo das aber nicht der Fall ist, kann man sich fest darauf verlassen, daß man sehr häufig ein noch so gut geschossenes Wild verlieren wird, weil es mit einer Spitzkugelwunde ganz unverhältnißmäßig wenig schweißt.

Vom Elephanten werden, wie bekannt, die Fangzähne genommen und die Eingeborenen schneiden sich noch außerdem zwei runde Stücken Decke aus den beiden Schulterblätter, aus denen sie ihre runden Schilde verfertigen. Aus dem Fleisch scheinen sie sich wenig

oder gar Nichts zu machen, oder essen es auch vielleicht nur deshalb nicht, weil sie dem noch lebenden Thier nicht nah genug kommen können, um es, wie es ihnen ihre Religion gebietet, abschlachten oder schächten zu können.

In den Gebirgen selber treffen wir aber auch noch anderes Wild und zwar vor allem anderen die Sassa-Antilope oder afrikanische Gemse — nicht mit dem Gemsbock des Cap zu verwechseln, der ein ganz anderes und viel größeres und stärkeres Wild ist, auch außerdem nicht die geringste Aehnlichkeit mit einer Gemse hat.

Die Sassa-Antilope, ein viel kleineres und schlankeres Thier jedoch, wie unsere europäische Gemse, ähnelt dieser, wenn man sie, besonders von weitem, auf einem spitzen Stein stehen oder in den Felsen herumklettern sieht, außerordentlich. In der Nähe fällt dieser Unterschied aber bedeutend weg, denn in ihren einzelnen Theilen zeigt sie wohl eine Verwandtschaft mit der Gemse, aber weiter nichts. Wie diese liebt sie jedoch felsiges Gestein zu ihrem Aufenthalt und kommt nie in das flache Land hinunter. Sie klettert ebenfalls ganz ausgezeichnet und geht besonders über die schrägen und glatten Granitplatten mit einer Sicherheit, mit der es ihr kein anderes Thier ihres

Geschlechts, ihre Base, die Gemse ausgenommen, gleichthun könnte.

Der Bock trägt ein nicht sehr langes, aber gerades und sehr spitzes Gehörn, ziemlich ähnlich wie die Zwergantilope, nur natürlich etwas größer. Die Geis hat dagegen, unähnlich der europäischen Gemse nicht auf.

Merkwürdig bröcklich ist das Haar der Sassa; sehr rauh und grob dabei, von heller, fast weißer Farbe, bis oben am Ende, wo es sich dunkelbraun ausschattirt und in eine flache, hellgelbe Spitze ausläuft. Es biegt sich aber gar nicht, sondern knickt, bei dem geringsten Versuch dazu ein. Die Farbe der Sassa, wenn sie draußen im Gebirg steht, ist eine braungraue, ähnlich den Granitblöcken, zwischen denen sie sich aufhält. Sie ist ziemlich häufig.

Mit der Sassa bewohnt noch eine prachtvolle andere Antilope die nämlichen Gebirge, und zwar die Kudu-Antilope.

Die Kudu-Antilope ist die stärkste, die uns zu Gesicht gekommen. Nur der Bock hat auf und zwar ein mächtiges gewundenes Gehörn, das ihm ein ganz imposantes Ansehen gibt. Die Farbe der Kudu-Antilope ist lichtbraun mit an der einen Seite drei, an der anderen vier mattweißen, schmalen Streifen,



die vom Rückgrat nach dem unteren Theil des Wanstes hinablaufen. Nur ein einziger Bock wurde von der Expedition angetroffen und erlegt, soviel Thiere desselben Geschlechts auch zu Gesicht und Schuß kamen. Dieser Bock wog, mit dem Aufbruch, sicherlich seine 600 Pfund (genau gewogen konnte er natürlich droben nicht werden) und war ein mächtiges Thier von wildem, trotzigen Aussehen. Die Thiere sind aber ebenfalls nicht klein und wenigstens so groß wie ein starkes Altthier in den tyroler Bergen — bekanntlich die stärksten an Körper in Europa.

Dieser Bock stand einzeln, jedenfalls geht er aber zu gewissen Jahreszeiten mit dem ganzen Rudel zusammen; in dieser Zeit aber, in der wir die Berge durchstreiften, waren in den Rudeln nur Thiere und Kälber und die Rudel zwar sehr klein, nur höchstens fünf oder sechs Stück, die sich nur sehr schwer ankommen ließen. Es wurden auch nur drei Stück im Ganzen erlegt.

Sauen gibt es ebenfalls in den Gebirgen und zwar eine ganz wunderliche, rothfuchsige Art mit herunterhängendem Gehör und außerordentlich starkem Gewehr, aber sie sind selten und scheu und wir waren nicht im Stande, eine davon zu erlegen, auch freilich

nicht in der Gegend, wo sie sich am meisten aufhalten sollen.

Ich selber begegnete eines Tages, als ich einen Platz wieder aufsuchte, wo ich am vorigen Tag eine einzelne Sau angetroffen, einem dem Hang herabkommenden Honigdachs, der erste, der, wie ich glaube, in Abyssinien geschossen ist. Es war an einer Stelle, wo es sehr viele Frankolinhühner gab und ich hatte eben die Schrothflinte in der Hand, als ich die dunkle Gestalt über mir ziemlich rasch durch die Felsen gleiten sah. Natürlich wußte ich im ersten Augenblick gar nicht, was es war, feuerte aber auf etwa achtzig Schritt. Der Dachs drehte jetzt, kam auf etwa dreißig Schritt bei mir vorüber und fiel mit dem zweiten Rohr.

Er war nicht ganz so stark wie unser Dach, mit ziemlich niedrigen Läufen, schwarz, mit einem sehr breiten weißen Streifen auf dem Rücken, und einem ganz penetranten, fast unerträglichen Moschusgeruch. Jedenfalls ist das Thier hier sehr selten.

An Geflügel gibt es dagegen desto mehr für den Jäger, wenn er eben bloß für die Küche sorgen will, denn man geht doch eigentlich nicht nach Afrika, um Hühner zu schießen und der Knall des Gewehres — wenn er das benachbarte Wild nicht gleich verscheucht — macht es doch jedenfalls aufmerksam und vorsichtig,

so daß es sich bei dem geringsten verdächtigen Geräusch in das Dickicht zurückzieht.

Die beiden Hauptarten von Hühnern, die hier vorkommen, sind Frankolin- und Perlhuhn und von dem ersteren wieder eine Menge Varietäten. Die Jagd auf diese Hühner ist aber keineswegs sehr angenehm, denn sie stehen nicht auf, sondern laufen — sobald sie den Jäger sehen oder ein Schuß fällt — in die Mimosen hinein und darin fort, daß es gewöhnlich zur Unmöglichkeit wird, ihnen darin zu folgen oder sie wieder zu finden.

Die Perlhühner sind bekannt, denn es gibt deren genug in Deutschland zahm. Sie leben in den Bergen besonders in Völkern von zwanzig bis dreißig Stück, znsammen.

Trifft man frische Völker an, die noch nicht oder lange nicht gejagt sind, so lassen sie den Schützen ziemlich nahe heran; sind sie aber schon kürzlich beschossen worden, dann ist an Halten kein Gedanke und sie streichen entweder in weitester Entfernung ab, oder laufen zwischen Felsen und Gestrüpp hinein, in dem sie, ohne Hunde, spurlos verschwinden.

Das Frankolinhuhn, ein schönes braunes Huhn, so groß wie das Perlhuhn, macht es genau so, lockt aber häufiger und verräth dadurch eher seinen

Aufenthalt. Wenn man diesen Ruf genau nachahmen könnte, so würde man ohne Zweifel in sehr bequemer Art eine große Anzahl schießen; nun aber muß man jedes einzelnen wegen in die Dornen und Felsen hinein klettern und wie oft noch außerdem vergeblich.

Die Zwergantilope hält sich sehr gern zwischen diesen Hühnern auf und wird häufig in ihrer Nähe, oft mitten in einem Volk, angetroffen.

Das Wüstenhuhn kommt hauptsächlich in der Samhara oder den nächsten Thälern vor. Es ist ein ganz reizendes Huhn, das aber eigentlich, besonders im Flug, viel mehr Aehnlichkeit mit der Taube hat. Jedenfalls bildet es vom Huhn zur Taube den Uebergang. Es ist außerdem nicht ganz so groß wie eine Holztaube, lebt aber in Völkern und streicht, wenn aufgescheucht, niedrig und nicht sehr weit ab, läuft dagegen sehr wenig.

Am Ainsaba kommt unser gewöhnliches Rebhuhn in verschiedenen Arten häufig vor; auch findet es sich am Abhang der Gebirge einzeln in den Durhafeldern. Die Wachtel dagegen ist aller Orten und Enden ziemlich oft, besonders aber im flachen Lande anzutreffen.

Von Affen, die man aber eigentlich nicht zum Wild rechnen kann, denn meinem Gefühl nach ist

nur der Naturforscher berechtigt, einen Affen zu schießen, giebt es, oder trafen wir wenigstens nur zwei Arten: den kleinen, braunen, langgeschwänzten Baumaffen und den Mantelaffen — beide Arten an den Stellen, wo sie sich aufhalten, ziemlich häufig.

So ist der Wildstand in jenem Landstrich, welchen die kleine Expedition besuchte und durchstreifte. Es giebt Wild dort, das ist keine Frage und ein guter Jäger kann auch zur Noth soviel erlegen, wie er für sich und ein paar Diener braucht, aber er darf sich die Sache um Gottes Willen nicht zu leicht denken, und wenn er nicht gerade auf Hühner oder Zwergantilopen ausgeht, so kann er recht zufrieden sein, wenn er durchschnittlich ein Stück Wild im Tag erlegt — wir konnten es nicht und haben uns gewiß Mühe genug gegeben. Was mich aber besonders in Afrika reitzte war das: auch einmal in diesem Welttheil die Feuerjagd zu versuchen.

Seit ich dieselbe, vor vielen, vielen Jahren in Nord Amerika getrieben und dann wieder nach Europa zurück gekehrt war, hatte ich stets den Wunsch gehegt, den Versuch mit der Pfanne auch einmal in anderen Ländern zu machen — aber immer vergebens. Entweder war bei sonst günstiger Gelegenheit keine Pfanne oder kein Kien da, oder irgend ein anderes Hinderniß

bot sich und es blieb stets bei dem guten Willen. In Deutschland versuchte ich es ein einziges Mal in der Nähe von Leipzig auf Enten. Als ich eines Tages aber vollständig ausgerüstet mit dem Bahnzug an Ort und Stelle fuhr und mein Experiment beginnen wollte, erhob sich ein furchtbarer Wind, daß ich unverrichteter Sache wieder heimkehren mußte. Es unterblieb also auch diesmal und erst hier in Cairo, wo ich vortrefflichen Kien fand, erwachte auf's Neue die Lust in mir, diese wundervolle Jagd, die bis jetzt nur allein in Nordamerika getrieben wird, auch in Afrika anzuwenden.

Ich habe die Feuerjagd allerdings in meinen „Streif- und Jagdzügen“ genau beschrieben, darf aber nicht voraussetzen, daß die Beschreibung dem, der jene wirklich gelesen, noch geläufig ist und es wird deshalb nöthig sein, vorher ein paar Worte zur Erläuterung beizufügen. In Nordamerika, besonders in den westlichen Wäldern dieses wildreichen Landes, ist die Feuerjagd etwas ganz Allgewöhnliches und trotzdem schüttelt der deutsche Jäger gewöhnlich dazu den Kopf, weil er gewohnt ist, aus alten Jagdbüchern — leider ist das jetzt bei uns nicht mehr nöthig — gelesen zu haben, daß man das Wild gerade durch Feuer abhält und verscheucht; er hält also eine Jagd damit

für unmöglich. In Afrika ist dasselbe der Fall. Die Raubthiere werden durch angezündete Feuer abgehalten und trotzdem habe ich eine glückliche Jagd gerade auf Raubthiere und mit Feuer gemacht.

In Nordamerika ist das Wild allerdings die Feuer gewöhnt, denn überall im Westen werden, besonders im Frühjahr, die Wälder angezündet, um das dürre Gras und die Dornen abzubrennen und Wild und Heerden frische und freie Weiden zu bieten. Eine Menge von alten Stämmen glimmen und brennen dann noch Monate lang nach, und besonders im April, wo die Insecten dem Wild am schärfsten zusetzen, stellen sich die Hirsche außerordentlich gern in den Rauch eines solchen alten Baumes, um hier etwas mehr von Bissen der Mosquitos und Fliegen geschützt zu sein. Geht nun der Jäger mit seiner Fackel oder Pfanne, in welcher Kien brennt in den Wald, so darf man nicht etwa glauben, daß das Wild zum Feuer kommt und gewissermaßen heran gelockt wird, aber es scheut sich wenigstens nicht davor, oder es wird von der plötzlichen Erscheinung der hellen, sich bewegenden Flamme so überrascht, daß es staunend stehen bleibt und den Jäger dadurch in Schußnähe kommen läßt.

In Nordamerika wird die Feuerjagd auf zwei



verschiedene Arten betrieben. Bei der einen errichtet sich der Jäger an irgend einer der zahlreichen natürlichen Salzlecken, die sich überall im Walde finden ein Gestell, auf daß er vier bis fünf Zoll Erde legt und auf diesem die gespaltenen Kienspähne entzündet. Die Hirsche, die gewohnt sind, die Salzlecke zu besuchen, kehren sich nicht im Geringsten an das Feuer, sondern kommen zu der Lecke wie gewöhnlich, wo sie den unter dem Gestell sitzenden Schützen nicht sehen können und von diesem leicht erlegt werden. Der Jäger sitzt nämlich vollkommen im Schatten und das Wild wird, wenn es nach ihm hinschaut, durch die über ihm lodernde Flamme geblendet. Der Wind scheint hierbei auch nicht von großem Einfluß zu sein, wenn man besonders die Flamme gut in Brand hält, weil der Geruch des Kiens die Witterung des Menschen ziemlich zerstört; wenigstens ist mir Wild an der Salzlecke von allen Seiten und selbst mit schlechtem Winde angekommen.

Viel vorsichtiger muß man dagegen sein — wofür ich eigentlich keinen Grund anzugeben weiß — wenn man mit der Pfanne oder Fackel in den Wald geht. Möglich, daß das Wild durch das sich bewegende Licht und die Gestalt des Jägers (wenn es diese auch nur sehr undeutlich sehen kann) scheuer und vorsichtiger gemacht

wird, aber Thatsache ist, daß man mit schlechtem Wind Nachts nie an ein Stück Wild hinan kommt.

Zu der Fackeljagd gehört eine eiserne, langstielige Bratpfanne, deren Stiel auf ein etwa vier Fuß langes und etwa vier Zoll breites Bret so fest als irgend möglich aufgebunden wird. Vorn in das Bret wird dann ein Loch eingebohrt und eine Holzgabel eingesteckt, um darein beim Schießen die Büchse zu legen, und in der Pfanne selbst der Kien entzündet, daß er seine helle Flamme weit umher wirft.

Die Eigenthümlichkeit bei der Feuerjagd ist aber die, daß man nicht etwa das Wild bei dem Schein der Fackel zu sehen bekommt, denn dazu müßte man ihm schon wenigstens bis auf 30 Schritt genaht sein, sondern nur die Augen oder „Lichter" des Wildes leuchten sieht. Ist das Stück Wild noch weit entfernt, so bilden die beiden Augen ein einziges Licht. Kommt man näher, so trennen sich diese langsam, und man ist in Schußnähe, wenn man sie in der richtigen und natürlichen Entfernung vor sich sieht. Nicht immer kommt man auch nahe genug, selbst nur die Umrisse des Körpers — der bei dem Fackellicht fast vollkommen weiß erscheint — unterscheiden zu können und es bleibt dann nichts übrig, als mit der Kugel nur zwischen die Augen zu halten. Es schießt sich überdies bei Fackel-

licht vortrefflich und sicher, denn die Büchse liegt fest in der Gabel vorn und das Licht der Flamme wirft seinen Schein so deutlich auf das helle Korn gerade von hinten, daß man es klar und genau im Visier unterscheiden kann. Beim Angehen beobachte man aber ja, daß man nie direct auf das Wild zugeht, sobald man erst in dessen Nähe ist, sondern immer etwas seitwärts davon abhält. Es wird in dem Fall viel eher stehen bleiben und in die Flamme schauen. Geht man zu scharf darauf zu, so erschrickt es schon an und für sich vor der sich nähernden Flamme und entflieht oder weicht wenigstens eine weite Strecke zurück, so daß man von vorn beginnen muß. Auch davor muß man sich ganz besonders hüten, daß man nicht auf dürres Holz tritt oder sonst ein Geräusch macht. Sobald das Wild nur Verdacht schöpft, daß ein Mensch mit dem Feuer in Verbindung steht, ist es spurlos verschwunden und zeigt seine Lichter nicht wieder. Sind die Lichter des Wildes nach dem Schuß verschwunden und hört man gar nichts sich entfernen, so kann man ziemlich fest annehmen, daß man gefehlt hat. Ist das Wild dagegen getroffen, so verschwinden die Lichter allerdings ebenfalls, aber man hört es hastig und wild davon poltern und in dem Fall kann man fest darauf rechnen, daß man auf dem Anschuß Schweiß findet.

Unbedingt nothwendig zu einer Feuerjagd ist aber eine vollkommen dunkle und ruhige Nacht, mit eben Luftzug genug, um den Rauch zurück zu treiben. Je offener die Gegend dabei ist, desto besser, denn desto weiter ist man in dem Fall im Stande, die Lichter zu erkennen. Bemerken kann ich noch hierbei, daß der Schein des Feuers gewöhnlich zu sehr auf den, dem Auge des Jägers zugedrehten Theil des Visiers blitzt. Man verhindert das leicht dadurch, daß man das Visier vorher ein wenig über den Kienrauch hält, wodurch sich eine dünne Rußschicht bildet die ihm jeden störenden Glanz nimmt.

Als wir nach Mensa, in die Hochgebirge Abyssiniens und in ein vortrefflich zu dieser Jagd geeignetes Plateau gekommen waren, stellten sich ihr zwei Hindernisse entgegen. Erstlich war Mondschein und dann — gab es kein Wild, auf das man hätte in der ganzen weiten Ebene jagen können. In Nordamerika wenigstens gelang es uns nie, einen Panther — bei Fackellicht und mit der Pfanne — zu schießen, denn der amerikanische Panther sieht wohl einen Moment scheu in die Flamme, wendet aber dann rasch wieder den Kopf und umkreist den Jäger, der die Fackel trägt, so lange, bis er Wind von ihm bekommt und dann entflieht. Nur ein einziges Mal, in den langen Jahren,

glückte es mir, einen Panther bei Feuerlicht an der Salzlecke, unter einem Gestell sitzend, zu schießen. Der Panther war an die ziemlich hochausgewaschene Salzlecke gekommen, um nachzusehen, ob er nicht vielleicht einen Hirsch darin fände, den er anspringen könnte.

Aus diesem Grund machte ich gar keinen Versuch mit der Pfanne hinauszugehen und erst den letzten Abend, als wir vergebens die mondhellen Nächte auf dem Anstand gesessen und durch die ganze Gesellschaft erst eine einzige Hyäne erlegt war, holte ich den mitgenommenen Kien vor. An dem nämlichen Morgen war überdies ein Stück Vieh nicht weit hinter unserem Lager gefallen und es ließ sich denken, daß sich die Bestien rasch darüber hermachen würden. Der Mond war jetzt ebenfalls im Abnehmen und ging erst etwa um elf Uhr auf — Zeit genug also bis dahin, um einen Versuch zu machen.

Dicht hinter unserem Lager befand sich ein, mit rauhen Granitblöcken von allen Größen, wild überstreuter Platz, den ich passiren mußte, um zu der Stelle zu kommen, wo das gefallene Rind lag. Hier war mir der Wind auch nicht günstig; ich achtete aber nicht darauf, weil ich die Raubthiere alle an jener Stelle glaubte. Mit der Pfanne, in welcher der

brennende Kien loderte, auf dem Rücken, einen Sack mit gespaltenem Kien zum Nachlegen umgehängt, die Büchse in der Hand, stieg ich langsam in die Felsen hinein, und „suchte“ noch nicht einmal.

Man „sucht“ nämlich bei der Fackeljagd dadurch, daß man den Schattten des eigenen Kopfes — der durch die hinten getragene Flamme nach vorn fällt — überall langsam im Kreis umhergleiten läßt, denn nur in diesem Schatten oder unmittelbar daneben leuchten die Lichter des Wildes (der Jagdausdruck „Licht“ paßt bei dieser Jagd wirklich vortrefflich). Der Boden war hier auch sehr rauh, und ich hatte genug zu thun auf den Weg zu sehen, als ich, kaum funfzig Schritt vom Lager entfernt, zufällig einmal empor schaute und dicht vor mir nicht allein die blitzenden Augen einer Hyäne leuchten sah, sondern sogar die ganze ekle, in der Flamme lichtgelb aussehende Gestalt der Bestie erkannte. Sie stand kaum zehn Schritt vor mir und hatte mich wahrscheinlich schon eine ganze Weile betrachtet.

Ueberrascht fuhr ich mit der Büchse in die Höhe; die Bestie war aber zu nah, um in dieser Entfernung lange auszuhalten. Ehe ich zielen konnte, glitt der helle Körper zwischen die Felsbrocken hinein und eine

halbe Minute später vielleicht sah ich auf etwa funfzig Schritt Entfernung erst die Lichter wieder scheinen.

Hätt' ich mir Zeit genommen, so mußte ich ihr die Kugel jetzt mitten dazwischen hineinsetzen, so aber war ich zu hitzig geworden, zielte rasch und drückte ab, und mit dem Knall war die Bestie verschwunden. Jedenfalls schoß ich zu hoch. Ich hatte in der That gar nicht darauf gerechnet, zum Schuß zu kommen und deshalb meine Kugeltasche sogar im Zelt gelassen. Jetzt sprang ich rasch genug zurück, sie zu holen und den abgeschossenen Lauf wieder zu laden, und umging diesmal den steinigen Platz, um mit besserem Wind der Hyäne in den Rücken zu kommen.

Der Platz, wo der gefallene Stier gelegen — denn seit Dunkelwerden hatten ihn diese gefräßigen Bestien schon total verzehrt oder zerrissen und in das Dickicht geschleppt — war eine kleine offene Wiese, von vielleicht zweihundert Schritt im Durchmesser und hier begegnete ich zuerst einem der kleinen Schakals, die kaum etwas größer als ein starker Fuchs sind. Er sah mich mit den kleinen brennenden Lichtern einen Moment scharf an, verschwand dann aber im Nu und ließ sich, obgleich ich überall aufmerksam absuchte, nirgends wieder blicken. Er hatte die Flamme außerordentlich übel genommen. Weiter durch die Büsche

gehend traf ich wieder auf die Lichter einer Hyäne, die mich lange und aufmerksam anklotzte. Die Lichter standen aber noch zu nah zusammen; sie war zu weit entfernt, und als ich sie angehen wollte, wich sie furchtsam zurück, verschwand für wenige Minuten und tauchte viel weiter zurück wieder auf. Ich folgte ihr auch dahin, aber sie kreuzte jetzt eine dicht mit Dornbüschen bewachsene Schlucht, und dahin konnte ich ihr nicht mit der Pfanne nachgehen, denn die stachligen Zweige hätten mir die brennenden Kienspähne bei jedem Schritt hinabgeworfen. Ich suchte nachher noch einen großen Theil der Hochebene ab, ob sich nicht vielleicht ein anderes Raubthier in die Nähe der menschlichen Wohnungen gezogen hätte, aber es blieb Alles leer und dunkel, und ich mußte endlich, als mein mitgenommener Kienvorrath verbrannt war, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Am nächsten Morgen brachen wir zurück nach Umkullo auf. Ich hatte aber doch jetzt den Beweis bekommen, daß es in Afrika möglich sei auf Raubthiere mit Feuer auszugehen, und wenn unsere Zeit dort auch nur auf zwei Nächte beschränkt war, wollte ich noch wenigstens einen Versuch machen.

Am ersten Abend war ich zu erschöpft, denn ich hatte den ganzen Tag durch die glühende Samhara

gepirscht und kam erst etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang mit einem tüchtigen Semaringibock in Umkullo an. Am nächsten Tag bereitete ich aber Alles vor, und da Fürst Hohenlohe der nächtlichen Suche gern einmal beiwohnen wollte, holte ich ihn etwa elf Uhr Nachts ab, wo die Hunde zum ersten Mal anschlugen, und ich also wußte, daß sich unsere nächtlichen Besucher wieder eingefunden.

Schon als ich mit der Fackel nach den nächsten Gebäuden hierüberging, sah ich die Lichter von zwei Hyänen scheinen, die etwa zweihundert Schritt entfernt sein mochten und die Flamme erstaunt anstarrten. Ich ließ sie aber noch unbelästigt stehen und suchte dann, etwa zehn Minuten später, mit dem Fürsten zusammen, und jetzt mit gutem Winde den Platz wieder ab, ohne sie gleich wieder zu finden. Etwas weiter hin trafen wir aber eine andere Hyäne, der wir jetzt mit aller Vorsicht und gutem Winde anzukommen suchten — umsonst. Die Bestie wich scheu vor uns zurück, hielt bis auf etwa hundert Schritt und drehte dann den Kopf ab, um nach einer Weile wieder eine Strecke entfernt auf's Neue herüber zu starren.

Um das Lager herum machten wir jetzt einen halben Bogen und trafen nach kaum einer Viertelstunde wieder eine Hyäne, die uns gerade so behandelte. Sie

ließ sich das Licht nicht gefallen, obgleich nichts auf dieser Jagd Nöthiges versäumt und jede Regel befolgt wurde. Allerdings ging der Fürst vor mir her, weil ich mit der Flamme hinter ihm bleiben mußte, damit er die Augen konnte leuchten sehen, und es mag vielleicht sein, daß die Bestien dadurch die Umrisse der von der Flamme erleuchteten Gestalt zu deutlich sahen, aber anderthalb Stunden wanderten wir etwa herum, ohne zum Schuß zu kommen, und gaben die Jagd endlich in Verzweiflung auf.

Ich begleitete den Fürsten mit der Fackel bis zu seiner Wohnung, denn die Nacht war stockdunkel, und kehrte dann nach meinem eigenen Zelt zurück, um mich ebenfalls schlafen zu legen.

Die Entfernung zwischen den beiden Häusergruppen betrug etwa vier- bis fünfhundert Schritt — vielleicht etwas mehr — durch die vollkommen flache, nur mit einzelnen niedrigen Büschen bewachsene Ebene, und gleich dicht an den Häusern traf ich wieder einen der kleinen Schakals, der aber ebenfalls nicht Stand hielt und im Nu verschwand. Ich hatte nur für einen Moment seine Lichter blitzen sehen. Ich kümmerte mich auch weiter nicht um ihn, sondern legte nur frischen Kien auf, um meinen Weg zurück zu finden, und schritt dann rasch den andern Häusern zu. Noch

hundertundfunfzig Schritt mochte ich etwa davon entfernt sein, als ich plötzlich wieder die zwei Paar Lichter vor mir sah, die ich schon früher einmal getroffen.

Ich hatte nun heute Abend nur meine Zündnadelflinte mitgenommen und grobe Hasenschrotpatronen darin, weil ich den Fürsten zum Schuß zu bringen hoffte. Die Patronen halten aber tüchtig zusammen, und ich suchte an die jetzt stehenden Hyänen heranzukommen. So wie ich aber die Flinte mit der rechten Hand in die Höhe hob, setzten sich die Thiere wieder in Bewegung, und so dicht war ich jetzt an die eine Hyäne herangekommen, daß ich den lichten Schein ihres Körpers erkannte, wie sie, den Kopf mir zugedreht, etwa funfzig Schritt fortgaloppirte. Dort blieb sie wieder stehen, die beiden großen Lichter leuchteten wie ein Paar glühende Kohlen, der Wind war ebenfalls günstig; ich hielt rechts von ihr ab, als ob ich mit der Fackel an ihr vorübergehen wollte, die Flinte dabei schon vorn in die Gabel des Brets gelegt, und als ich mich jetzt, selbst für einen Schrotschuß, nah genug wußte, drückte ich ab.

Fast mit dem Schuß verschwanden die Lichter, aber ich sah für einen Moment den glühenden Schein am Boden, und als ich rasch darauf zuging, lag die Hyäne, ein großes ekles Weibchen, mit blutigem, schäumen-

den Gebiß verendet am Boden. Sie zuckte wenigstens nicht einmal mehr. Die Augen blitzten mich aber noch so tückisch an, daß ich, um ganz sicher zu sein, ihr auch noch den zweiten Schrotlauf gab und sie dann liegen ließ und zu Bett ging. Die zweite Hyäne war nach dem Schuß verschwunden.

Irgend ein anderes erlegtes Thier wäre nun von diesen Bestien schon vor Tagesanbruch vollständig zerrissen und verzehrt gewesen. Ihr eigenes Geschlecht rühren sie aber nicht an, bis es wirklich in Verwesung übergeht und den ihm eigenthümlichen Geruch verloren hat — dann fressen sie es ebenfalls. Es war eine gefleckte Hyäne gewesen, die in dieser Gegend ausschließlich vorzukommen scheint; alle wenigstens, die unsere Gesellschaft gesehen oder erlegt hatte, gehörten dieser Gattung an. Am nächsten Morgen kamen aber schon die Aasgeier in Schwärmen herbei, und gleich nach Sonnenaufgang, als sie nur die erste Scheu überwunden hatten, fielen sie darüber her, ihr ekles Mahl zu halten.

Ueber die Farbe der verschiedenen Augen der Thiere bei Feuerlicht möchte ich nur noch ein paar Worte erwähnen. Am schärfsten leuchten natürlich und glühen mit rothem Licht die Augen sämmtlicher Raubthiere, vorzüglich der Katzenarten. Die Lichter

der Hyäne strahlten ebenfalls groß und roth, aber schienen nicht so concentrirt. Das amerikanische Rothwild hat einen prächtigen rothen Feuerschein, aber ebenso Pferd und Hund, und wo diese frei draußen herumlaufen, muß man sich in Acht nehmen, sie für ein Wild zu halten. In Nordamerika hat schon mancher Farmer Nachts aus Versehen sein eigenes Füllen erschossen, das er für einen Hirsch hielt. Die Augen des Rindviehs dagegen leuchten mit einem sehr matten, grünlichen Licht, das man nur auf geringe Entfernung sieht. Ebenso ist es mit dem Hasen der Fall. Der Alligator hat Augen, die wie rothglühende Kohlen leuchten; Wiesel und Marder wie helle Johanniskäfer.

Der verlorene Ring.

Im August des Jahres 1860, wo ich in Ecuador auf das englische Schiff wartete, das von London aus Einwanderer und Ansiedler bringen sollte, mußte ich nothgedrungen der Jagd obliegen, wenn ich überhaupt Fleisch wollte zu essen haben, hätte mich nicht schon meine eigene Neigung dazu getrieben. Die Jagd war freilich in jenen furchtbaren Wäldern weit mehr eine Arbeit, als eine Erholung, und es dabei oft ein Kunststück, die Büchse in den ewigen Regen und nassen Büschen trocken und schußfähig zu halten.

So war ich auch am 22. August Morgens mit einem Begleiter, dem Alkalden des kleinen Indianerdorfs, aber sonst einem intelligenten und wirklich liebenswürdigen Burschen, aufgebrochen, um den Seyno's oder wilden Schweinen den Krieg anzukündigen. Allerdings gab es deren dort genug, aber der Wald war auch so furchtbar dicht, daß es ungemein schwer hielt, ge=

räuschlos und unbemerkt an sie anzukommen, und zwei- oder dreimal mißglückte es vollständig. — Endlich, etwa um zwei Uhr Nachmittags, hörten wir wieder das Geräusch der brechenden Thiere, die aber, wie wir bald ausfanden, von uns fortzogen und denen wir deßhalb folgen mußten.

Bis dahin hatten wir uns in einer sogenannten trocha — einem mit Messerhieben angezeigten Pfad, oder doch wenigstens in dessen unmittelbarer Nähe gehalten. Jetzt half es nichts weiter; wir mußten mitten in den Wald hinein, und während ich, mit der Büchse im Anschlag unbesorgt auf den Fährten folgte, denn ich führte ja meinen Compas bei mir, und wußte, daß ich die trocha immer wieder finden könne, — knickte der vorsichtigere Eingeborene, der der kleinen Messingkapsel nicht so recht trauen mochte, hie und da einen Zweig ein, um sich an diesen sehr schwachen Merkmalen im Nothfall wieder zurückzufinden.

Etwa eine halbe Stunde mochten wir den Thieren, fast eben so viel an dem Geruch wie auf der Fährte *gefolgt* sein, denn sie tragen eine Stinkdrüse auf dem *Rücken*, die mit dem Winde weithin ihren Duft verbreitet — als wir ihr Brechen wieder in den Büschen hörten, und ich meinen Begleiter nun zurückließ, um allein an sie anzupirschen. Es liegt indessen nicht in

meiner Absicht, hier eine Schweinsjagd genauer zu beschreiben, und ich will nur kurz bemerken, daß ich nach einigen Schwierigkeiten eine junge Bache erlegte und nachher auch noch einen ziemlich starken Keiler hätte schießen können. In jener feuchten und heißen Zone ist es aber fast unmöglich, frisches Fleisch lange gut zu erhalten, außerdem hatten wir an der Bache gerade genug durch diesen Wald zu tragen, und als ich meine Büchse wieder geladen hatte, zerwirkten wir das Stück Schwarzwild, schulterten jeder unseren Theil und wanderten heimwärts.

Allerdings wollte mein Begleiter jetzt seinen eingeknickten Zweigen zurückfolgen; das würde uns aber zu lange aufgehalten haben, denn wir hatten noch drei gute Stunden zu marschiren, und nach Dunkelwerden ist es unmöglich, durch diese Dickichte und Dornen, Sümpfe und Lagunen zu dringen. Ich schlug daher nach meinem Compas einen geraden Cours ein, der uns bald, sehr zum Erstaunen meines Begleiters, wieder in die trocha führte, und von dort hatten wir ein verhältnißmäßig leichteres Gehen mit unserer Last.

Etwa noch eine halbe Stunde Weges von der Seeküste entfernt, wo das kleine Indianerdorf San Lorenzo lag, das meine jetzige Heimath bildete, trafen wir ein Volk pavas — die Ecuadorianischen kleinen Trut-

hühner, die nicht größer als ein amerikanisches Prärie-huhn sind, und auch mit diesen einige Aehnlichkeit haben, — in den Bäumen sitzen. Der Abend rückte allerdings schon scharf heran, aber ich warf doch meine Last ab und hohlte noch einen der Burschen herunter. Die übrigen flogen fort. Jetzt wollte ich wieder laden, aber ein jäher Schreck zuckte mir durch die Glieder, denn ich fand mein Lademaß nicht, und a n dem Lademaß war mein Trauring befestigt.

Wohl ist das ein wunderlicher Platz, ihn zu tragen, als ich mir aber vor Jahren in Tyrol auf der Gemsjagd den Goldfinger der linken Hand zerschossen hatte und den Ring nicht an die rechte Hand bringen konnte, knüpfte ich ihn damals, um ihn nicht zu verlieren, an die grüne Schnur meines Pulvermaßes und hatte ihn daran die langen Jahre behalten und sorgsam bewahrt. Jetzt war das Lademaß fort und mit ihm der Ring, und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich ihn dort verloren haben mußte, wo ich das Seyno geschossen und meine Büchse wieder geladen hatte.

Was nun? — An diesem Abend war es allerdings nicht möglich, an einen Rückweg zu denken; wir mußten tüchtig zumarschiren, um nur noch das nahe Dorf vor einbrechender Nacht zu erreichen, da noch eine wohl kurze, aber sehr böse Sumpfstrecke zu passiren blieb,

während wir den Platz, wo ich geschossen, gar nicht mehr hätten finden können; aber ich beschloß am nächsten Morgen in aller Frühe wieder draußen zu sein, und mit Lebensmitteln versorgt, jene Stelle so lange abzusuchen, bis ich das Verlorene wieder finde. Mein Indianer hielt dazu treulich bei mir aus, und kaum dämmerte im Osten der Tag, trotzdem, daß es wieder einmal wie mit Kübeln vom Himmel goß, so waren wir schon, ich meine Büchse, er seine Lanze geschultert, auf dem Weg.

Die ersten Stunden schritten wir, um kein Wild uns kümmernd, rasch vorwärts, bis wir die ungefähre Gegend erreichten, wo wir vom Weg aus links, im Dickicht drin, die Seyno's zuerst gehört, und dann ihnen nach, abgebogen waren. Es zeigte sich aber gar nicht so leicht, den Platz jetzt genau wieder anzugeben, denn der ganze Wald bestand aus nichts als niederen, wellenförmigen Hügelrücken, mit schmalen, Negrito bewachsenen Sumpfstellen dazwischen,. die einander stets vollkommen gleich sehen. Außerdem hatte gestern keiner von uns beiden genau, oder auch nur überhaupt darauf geachtet, wo wir abbogen. Ein paar Stellen, die wir für die richtigen hielten, wurden deshalb vergebens abgesucht, um in der Nähe der Trocha eingeknickte Zweige zu finden, und es war schon fast wieder

Mittag geworden, als mein Begleiter sich eines Baumes mit gebrochenem Wipfel erinnerte, der ganz in der Nähe von dort gestanden haben sollte. Kaum hundert Schritt weiter entdeckten wir denselben wirklich und dort begannen auch die ersten Spuren durch einen eingeknickten Busch.

Es war keine leichte Arbeit, jetzt der Bahn zu folgen, denn nur alle zehn oder fünfzehn Schritt trafen wir wieder auf ein ähnliches Zeichen, und oft verloren wir in dem furchtbaren Dickichte diese schwachen Merkmale und mußten weit umhersuchen, ehe wir sie wieder fanden. Einer von uns beiden ging in dem Fall stets zu dem letztgefundenen Merkmal zurück, um dieses nicht auch zu verlieren, während der Andere weiter suchte und bei glücklichem Fund das Zeichen durch ein lautes „aqui“ gab.

So rückten wir allerdings sehr langsam, aber doch vollkommen sicher vorwärts, und nach einer guten Stunde etwa erreichten wir den Platz, wo das erlegte Seyno von uns zerwirkt war. Nur die Blutspuren bezeichneten ihn freilich noch, denn kleine Raubthiere schienen alles Uebriggebliebene schon beseitigt zu haben. Selbst der Kopf war durch eine der dort ziemlich zahlreichen Tiegerkatzen eine kurze Strecke fortgeschleppt worden.

Das Seyno aber hatte ich nicht auf der Stelle todt, sondern erst angeschossen gehabt, so daß es noch etwa 100 oder 150 Schritt lief, ehe es zusammenbrach. Dort auf dem Anschuß war ich auch, als ich Schweiß fand, stehen geblieben, um wieder zu laden, und es galt jetzt — wahrlich keine Kleinigkeit, den Anschuß oder die Stelle, auf der das Wild von der Kugel zuerst getroffen worden, wieder zu finden. An jedem anderen Orte der Welt würde das auch der strömende Regen, der den ganzen Morgen gefallen war, unmöglich gemacht haben — in diesen dichten Wäldern nicht. Die Wipfel derselben schließen so dicht und massenhaft in einander, daß kein einziger Regentropfen direct auf die Erde nieder schlägt, sondern nur von den Blättern langsam nieder träufelt.

Ohne meinen indianischen Begleiter weiß ich freilich nicht, ob ich der fast verwaschenen Spur hätte folgen können; er aber blieb mit ziemlicher Leichtigkeit darauf, bis wir zu einer Stelle kamen, an der ich das Terrain selber erkannte. Dort stand der Baum, hinter dem das Seyno, von dem ganzen Rudel gefolgt, herausbrach — dahinüberzu hatte ich geschossen, und einmal den ungefähren Platz festgestellt, hieb ich rings herum die Büsche ein — und jetzt begann das Suchen.

Meinem Begleiter hatte ich übrigens vier Dollar

versprochen, wenn er so glücklich sein sollte, das Lademaß, daß ich ihm genau beschrieb und das mit der langen grünen Schnur auch ziemlich auffällig blieb, zu finden. Vier Dollar waren für ihn ein Kapital, und wie ein Spürhund suchte er Busch nach Busch durch, drehte jedes Blatt um und entwickelte einen ordentlich rührenden Eifer. Natürlich stand ich nicht müßig dabei, und wir hatten schon den größten Theil jener kleinen Blöße durchsucht, als er plötzlich einen Sprung nach vorn machte und wie ein Geier auf das Gefundene niederstieß. Ein Jubelschrei verkündete mir zugleich den Fund, und ich selber hielt jetzt die viele Mühe, die es uns gekostet, um mitten in einem solchen Urwald einen so kleinen Gegenstand wieder zu finden, für reich belohnt.

Beide sehr zufrieden, kehrten wir, ohne heute weiter zu jagen, nach San Lorenzo zurück und hielten dort ein lukullisches Mahl an Seynofleisch, Reis und Austern und junger Cocosmilch mit Chocolade — lauter Landeserzeugnisse, die aber nur höchst selten gemeinschaftlich zu erhalten waren.

Ich bin nicht abergläubischer als wir alle mit einander, denn einen kleinen Theil von Aberglauben trägt ein Jeder mit sich herum, aber ich muß gestehen, daß ich mich recht herzlich über das Widerfinden des Rin-

ges freute und ihn jetzt auch, wie schwer es ging, an die rechte Hand zwang, um ihn nicht wieder zu verlieren.

Giebt es Ahnungen oder Vorbedeutungen, — oder spielt ein tückischer Zufall nur manchmal so boshaft mit unseren Gefühlen und Empfindungen? — Ein Jahr später — genau in der nämlichen Nacht, in der mein Ring allein im Wald von Ecuador gelegen, starb daheim allein — während ich noch meinen mühseligen Ritt durch Brasilien verfolgte, mein braves Weib. Es war die Nacht vom 22. zum 23. August.

Eine Mississippi-Fahrt.

Was für ein wildes Leben die Leute doch in all' jenen noch halb civilisirten Ländern der bekannten Erde führen. Wir hier haben wahrlich keine Idee davon, und halten einen Menschen, der einmal Nachts draußen im Freien hinter einem Heuhaufen schläft, schon gewöhnlich für einen entsetzlichen Strolch, auf den die hochlöbliche Polizei nur um Gottes Willen ein wachsames Auge haben müsse. Und wie treiben sich Tausende nachher dort drüben herum, die, als sie auswanderten, von goldenen Bergen und Carrieren träumten, und denen es, in vielen Fällen, auch in der That nicht an der Wiege gesungen wurde, wie und auf welche Art sie sich später einmal durch die Welt schlagen und am Leben erhalten sollten, nur ganz allein eben des Lebens wegen.

Dort drüben stehen Grafen und Barone neben dem Neger, vor den Kesseln der Dampfer, mit der

Schürstange in der Hand, oder hinter dem Schenktisch, um irgend einem durstigen Gast ein Glas Cognac und Wasser zu mischen, oder hinter der Table d'hôte — an der sie sonst die Kellner springen ließen — mit der Serviette unter dem Arm; dort drüben klopfen Gelehrte und Ungelehrte Steine an den Chauseen oder hüten Schafe oder Rinder (fand ich doch in Australien selber einen österreichischen Lieutenant als Kindermädchen) — da kehren alle Schichten der Gesellschaft die Straßen, tragen Theaterzettel und Zeitungen aus, schleppen für Reisende Koffer von der Landung in's Haus, oder Mehl- und Kaffeesäcke, und rollen Fässer mit Schweinefleisch oder Spiritus vor sich her — um kargen Lohn.

Aber wunderbarer Weise schadet es ihnen gar Nichts — wenn auch einmal ein oder das andere Muttersöhnchen dabei zu Grunde geht. Sie sind deshalb von der „Gesellschaft," die sich daheim mit Entrüstung von einem solchen Individuum abwenden würde — nicht weniger geachtet, weil sie sich ihr Brod ehrlich verdienen, und haben sie sich etwas verdient, daß sie sich wieder in die Gesellschaft mischen können, dann frägt keine Seele nachher, was sie zu der oder der Zeit getrieben — ob sie selber gedient oder sich einen Diener gehalten haben.

Wunderlich, ganz erstaunlich wunderlich geht es da drüben zu, und wer draußen in der Welt herumfährt und sich eben diese Welt nicht bloß durch das Cajütenfenster eines bequemen Dampfers und nachher aus der ersten Etage eines ersten Hotels betrachtet, kann da oft ganz sonderbare Sachen zu sehen bekommen.

Wenn ich so manchmal zurückdenke, welche Leute ich, und in welchen Stellungen und Situationen ich sie getroffen habe, und wie die Familien, deren alten Namen sie tragen, indessen hier in Deutschland spazieren gehen — ich könnte bunte Geschichten davon erzählen. Aber haben Sie keine Furcht, meine Gnädigen, ich bin nicht indiscret, und was ich hier erzählen wollte, ist einfach eine Scene aus meinem eigenen Leben, denn ich habe mich ebenso wild zu meiner Zeit durch's Leben schlagen müssen, und ebenso wenig wie es den Andern geschadet, hat es mir selber etwas angethan.

Ich war in Cincinnati wieder einmal total ohne Geld, was mir verschiedene Mal passirte. Kellner oder Ausschenker mochte ich nicht werden — ich habe immer lieber Holz geschlagen oder auf einem Dampfer gefeuert — das Jagen hatte ich ebenfalls für eine Weile satt zum Ueberdruß, denn die furchtbaren Sumpfpartien von Arkansas lagen mir noch frisch in den Gliedern. Da hörte ich, daß jetzt jenes Rohr, durch das ich mir so

manchmal mit triefender Stirne Bahn gehauen, und dessen junge Stengel im Norden zu den kurzen Pfeifenröhren benutzt und viel gekauft werden, gänzlich fehle, weil der Mississippi seine Ufer überfluthet habe und kein Mensch hinabkönne, um es zu schneiden.

Das wußte ich besser. Wo Rohr steht, ist stets etwas höheres Land, Stellen kannte ich auch genug, wo es zu finden war, und ich entschloß mich kurz, nahm Passage auf einem Dampfer und ging den Ohio wieder hinab — ich war eben erst heraufgekommen — in den Mississippi hinein und an Kentucky vorüber bis nach Tenessee.

Schon in Kentucky gibt es Rohrbrüche, aber nicht so ausgedehnt, wie weiter südlich, und ich wußte eine Stelle, wo ich eine gute und rasche Ernte zu halten glaubte.

Was für ein trostloser wilder Platz sind aber die Ufer des Mississippi bei einem Steigen des mächtigen Stromes, der dann überall sein Bett verläßt und meilenweit sein trübes Wasser in den Wald hinein jagt. Und doch leben da Menschen. Wo sich durch angeschwemmtes Erdreich und Sand nur eine kleine Erhöhung gebildet hat, um eine Hütte darauf zu bauen und sicher zu wohnen — wenn der Fluß nicht seinen höchsten Wasserstand erreicht, haben

sich Amerikaner angesiedelt, und nur Amerikaner, denn keine andere Nation hat ihnen noch die Plätze streitig gemacht oder ihnen dort Concurrenz eröffnet. Und dort sitzen sie mit ihren Familien, mit der bleichen, fieberkranken Frau, mit den fast durchsichtigen Kindern, bei Ueberschwemmungen, die oft viele Wochen anhalten, von den tobenden Wassern des wilden Stromes, in anderer Jahreszeit von endlosen von Mosquitos und Schlangen gefüllten Sümpfen umschlossen, und schlagen Holz für die Dampfboote, von denen allein sie auch die nothwendigen Nahrungsmittel, Mehl, Speck und Branntwein beziehen können. Für das Holz aber erhalten sie — was sie in den eigentlichen backwoods nie zu sehen bekommen — baar Geld, und ihr Plan ist stets und immer, „in ein gesundes Land zu ziehen, sobald sie sich ein paar hundert Dollar verdient haben."

Aber das baare Geld ist zu verführerisch — die paar hundert Dollar haben sie vielleicht schon, aber jetzt möchten sie noch etwas mehr. Die Frau drängt, um mit den Kindern hier fortzukommen — nur noch hundert Dollar, denn was kann man nachher nicht mit denen „drin im Lande" kaufen — und er zögert und zögert, bis sich die Frau hinlegt und ernstlich krank wird und stirbt, und der Mann dann, vielleicht jetzt

vier- bis fünfhundert Dollars in der Tasche, aber mit einer ruinirten Gesundheit, kranken, elenden Kindern und gebrochenem Herzen dazu, an Bord des nächsten Dampfers geht, der ihn zu einer Stelle bringt, die er nie hätte verlassen sollen — wenigstens nie mit Frau und Kindern — in das gesunde Indiana oder Ohio.

Auch ich ließ mich bei einer solchen Hütte an Land setzen, die jetzt noch von vielleicht zwei oder drei Ackern festen oder vielmehr trockenen Bodens umgeben war, und dahinter lag der Sumpf, oder jetzt vielmehr der überschwemmte Wald, kein Feld, kein Garten, nichts, um die Heimath eines Menschen ein klein wenig wohnlicher zu machen, nichts als gefällte und gehauene Waldriesen, Cottonwood und Eschen, wild durcheinander mit übereinander gebrochenen und zersplitterten Wipfeln. — Aber was kümmerte das mich — dahinter stand auch hie und da auf höheren Stellen, die zu Zeiten ganz trocken oder doch nur wenige Zoll unter Wasser lagen, das Rohr, das ich suchte, ein paar Canoes waren ebenfalls neben dem Haus und zwischen den Gebüschen festgebunden, damit sie nicht weggeschwemmt wurden. Mit dem Mann wurde ich, während der Dampfer sein Holz einnahm, über Kost und Logis einig, denn er verlangte nur für die Woche —

wenig genug — anderthalb Dollar, und mein Gepäck, etwas Wäsche, mein Schilfmesser und meine Büchse, war wenige Minuten später an Land gebracht. — Ich war eingezogen.

Mein Schilfschneiden selber will ich hier nicht beschreiben, es ist das schon in meinen „Streif- und Jagdzügen," wenn auch nur flüchtig, geschehen. Nur einen kleinen Begriff möchte ich den Leser von solcher Arbeit auf solchem Terrain geben, damit er sieht, wie ein Mensch leben und sich doch vollkommen wohl dabei finden kann.

Morgens, gleich nach dem Frühstück (mein Mittagessen, ein Stück Maisbrod und Speck, in ein Tuch eingeschlagen) brach ich auf, setzte mich in eines von den Canoes und ruderte in den Wald hinein bis zu einer etwa sechs- bis achthundert Schritt entfernten Stelle, wo ein junger Aufwuchs von Rohr stand, gerade wie ich ihn brauchte. Ich konnte dort mit Leichtigkeit tausend und mehr in einem Tage schneiden.

Aber die Mosquitos: Etwas Aehnliches hatte ich nie vorher gesehen und habe es auch nie wieder im Leben angetroffen, nicht in den Sümpfen der Panama-Landenge, noch in den Mangrove swamps fast aller Tropen. Ich versuchte mein Möglichstes, um mich dagegen zu schützen, aber umsonst, und mußte die kleinen,

blutdürstigen Bestien endlich gewähren lassen. — Und diese war noch nicht einmal die schlimmste Plage, denn noch widerlicher, wenn auch nicht so schmerzhaft, schienen mir die Schmeißfliegen, die mit ihren ekelhaften, goldglänzenden Körpern zu Millionen angeflogen kamen.

Mein Mittagessen hatte ich erst in Blätter dicht eingeschlagen und dann mit einem Tuch so fest und sicher umwunden, daß keine einzige von ihnen zukonnte, sie mochten bohren wie sie wollten. Aber durch den Geruch der Lebensmittel angezogen, selbst wenn ich trocknes Brod im Tuche hatte, fielen sie in Schwärmen darauf nieder, und kaum eine Stunde später war es auswendig mit einer dicken gelben Kruste von daraufgelegten Eiern und Maden überzogen.

Schlangen gab es ebenfalls in einer wahren Unmasse, und zwar sehr viele giftige darunter: die Klapperschlange, die Königsschlange, die höchst bösartige cotton mouth, die Moccasinschlange und viele andere. Ich stand oft mitten zwischen ihnen und habe an manchen Stellen sechs, acht um mich her zählen können, aber Niemand fürchtet sie, denn sie belästigen den Menschen nie und gehen ihm stets aus dem Wege, wenn er sie nicht selber angreift. Ich weiß mich auch, in den langen Jahren, die ich in den amerikanischen

Wäldern verlebte, keines einzigen Beispiels zu erinnern, daß ein Mann von einer Schlange gebissen wäre, ja ich habe sogar nie Jemanden gefunden, der selber Zeuge eines solchen Falles gewesen wäre. Bei dem Schilfschneiden belästigten sie mich nun gar nicht, und kam ich ihnen einmal bei meinem Hin- und Herwandern im Rohrbruch ein wenig zu nahe, so glitten sie selber langsam von ihrem Lager und entweder in's Wasser hinein, oder an einen andern, mehr abgelegenen Platz, wo sie wieder ein wenig Sonne fanden.

Dort blieb ich drei Wochen, bis ich eine tüchtige Quantität Rohr zusammen hatte, während ich jeden Abend meine Tagesarbeit mit zum Haus ruderte, und dort aufschichtete. Draußen im Rohrbruch hätte es mir der wachsende Strom sonst recht gut einmal wegschwemmen können.

Endlich war ich fertig, ich hatte wenigstens soviel, als ich glaubte oben im Norden bequem verwerthen zu können. Ich durfte den Markt auch nicht überfüllen, sonst sank ja meine Waare im Preis, die ich — natürlich nur en gros — in Packeten oder Bündeln von 500 Stück an die verschiedenen Kaufleute in Cincinnati — und wenn nöthig auch in Pittsburg abzusetzen gedachte.

Jetzt fehlte mir weiter nichts als ein stromauf-

gehendes Dampfboot, um mich und meine Fracht an Bord zu nehmen, und das konnte keine Schwierigkeiten haben, da besonders in der letzten Woche fünf oder sechs Boote an unserem Haus angelegt und Holz eingenommen hatten. Der Amerikaner hielt darauf, gutes, trockenes cotton wood vorräthig zu haben — von dem wohl noch achtzig Klafter aufgeschichtet standen, und das ist gerade mit dem Eschenholz das Material, das die Dampfbootcapitäne am liebsten nehmen. Billig genug war es ebenfalls, denn es wird in jenen riesigen Wäldern eben nur der Arbeitslohn, nicht der Holzwerth bezahlt, und die Klafter oder cord*) kostete ziemlich allgemein anderthalb Dollar. Nur bei Ueberschwemmungen stieg sie auf $1^3/_4$, ja manchmal auf 2 Dollar. Das wurde nun freilich schon für entsetzlich theuer gehalten.

Aber es kam kein Boot — vier oder fünf gingen allerdings in den nächsten Tagen vorbei und stromauf, aber sie hielten sich an der andern Seite — sie brauchten keine Feuerung, und vergebens unterhielten selbst die Neger, von denen mein Wirth Dehart zwei hatte, Nachts ein Feuer, denn sie bekamen,

*) Eine cord ist acht Fuß breit, vier Fuß hoch und die Stücken sind ebenfalls vier Fuß lang.

wenn sie dadurch ein Boot heranzogen, einen Viertel-Dollar Trinkgeld von ihrem Herrn, und ich hatte ihnen ebensoviel versprochen.

Am Mississippi gilt nämlich ein ruhig unterhaltenes Feuer am Ufer für das Zeichen, daß dort Holz zu verkaufen und eine Landung ist, an der Boote anlegen können, ohne Gefahr zu laufen in eingestürzte Bäume oder auf den Grund zu rennen. Ein hin- und hergeschwungener Brand dagegen bedeutet, daß Passagiere an Bord genommen werden wollen, und hat der Capitän Lust zu halten, so schickt er ein Boot ab, um sie abzuholen. Nachts thun sie das aber gewöhnlich nur sehr ungern und auch höchst selten.

Vier Tage lag ich so vergebens auf ein Boot harrend und würde es allerdings auch ganz ruhig abgewartet haben, wenn ich eben mehr Geld gehabt hätte. So aber war meine sehr dürftige Casse auf das Allergenaueste berechnet, hier meine Kost und an Bord noch meine Passage im Zwischendeck zu zahlen, und nicht ein halber Dollar blieb mir da mehr. Schulden konnte ich aber hier nicht machen, denn ich wußte im voraus, daß ich an diese Stelle im Leben nicht wieder zurückkehren würde.

Der Platz lag etwa 20 oder 22 engl. Meilen oberhalb Memphis in Tenessee, und es wäre ein leich-

ter Tagemarsch dort hinunter gewesen, wenn — eben nicht der Sumpf dazwischen gelegen hätte. Aber selbst in der trockensten Jahreszeit würde kein Mensch im Stande gewesen sein, über Land dorthin zu kommen, und durch diese Dickichte, Moräste und Sumpfwasser zu brechen, jetzt, mit dem ausgetretenen Mississippi dazu, davon konnte natürlich gar keine Rede sein.

Dehart rieth mir aber jetzt selber nach Memphis hinunter zu gehen, denn dort legten sicher alle Boote an. Ging ich dann an Bord von einem derselben, so verstand sich der Capitän augenblicklich dazu, hier anzulegen, denn Holz müssen sie einnehmen, und bekommen sie dann noch einen Passagier und Fracht dazu, so war das rein gewonnen Geld.

Natürlich blieb dafür nur der Wasserweg, und ich hätte auch die Tour ganz bequem in einem Tage gemacht — wenn ich eben ein Canoe gehabt hätte. Von den beiden am Haus liegenden konnte mir aber mein Wirth keines borgen, denn der Strom war in den letzten Tagen wieder um wenigstens anderthalb Fuß gestiegen, und es ließ sich nicht berechnen, was geschah. Erreichte er eine ungewöhnliche Höhe, so mußten diese Holzfäller immer ihre kleinen Fahrzeuge bei sich haben, um zur Noth sich und die Ihri-

gen auf höheres Land retten zu können; keinenfalls durfte er dies einzige Mittel, den Platz zu verlassen, fortgeben, und hätte er es auch nur zur Beruhigung seiner Familie dabehalten. Er machte mir aber einen anderen Vorschlag.

Meiner eigenen Aussage nach wußte ich mit einem solchen Fahrzeug umzugehen, denn wer nicht gewohnt ist darin zu fahren, schlägt sehr leicht damit um; war ich aber wirklich „a good hand“ in solch einem „dug out“ so hatte er hinter seinem Haus einen alten, zehn Fuß langen Trog liegen, der leicht vollständig wasserdicht gemacht werden konnte, und wollte ich es riskiren, so mochte ich in dem die zwanzig Meilen leicht stromab schwimmen. Ich mußte mich nur hüten, daß ich keinen Dampfer zu nahe kam, nicht auf irgend einen im Wasser sitzenden snag (eingeschwemmte Bäume) gerieth, oder sonst nicht „kippte.“ — Schwimmen konnte ich ja übrigens auch, und das Leben hätte es, selbst in dem Fall, noch immer nicht gekostet.

Der Trog wurde vorgeholt. Es war wirklich ein trauriges Surrogat für ein Fahrzeug, ein rauh und unbeholfen ausgehauener Baumstamm aus Cottonwood — unten noch dazu rund, der sicher bei der geringsten Bewegung umschlagen und, selbst wenn man still

und regungslos sitzt, in einemfort rollen mußte — dabei knapp zehn Fuß lang und so wenig tragkräftig, daß ich es, als ich das ungelenke Fahrzeug im Sumpf versuchte, auch an der Stelle unter Wasser drückte, sowie ich mich hinten hineinsetzte. Dem ließ sich allerdings begegnen, denn ich brauchte nur vorn einen Holzklotz hineinzuwerfen — Steine gab es dort natürlich gar nicht — um ein klein wenig Gegengewicht zu halten. Das geschah auch; ich machte eine kleine Probefahrt auf dem Sumpf und — es ging. Freilich war es immer eine verwünscht gewagte Sache, sich in solch einem Trog dem bösartigen und jetzt reißend strömenden Mississippi anzuvertrauen, aber was blieb mir andres übrig? Ich mußte ein Boot haben, und deshalb wurde die Abfahrt auf morgen früh, nach dem Frühstück bestimmt — wenn bis dahin nicht doch vielleicht noch ein Boot anlief.

So viel war aber sicher, meinen Rock durfte ich in dem Canoe nicht anbehalten, denn daß ich ein paar Mal zum Schwimmen kommen würde, davon war ich fest überzeugt. Meine Schuhe zog ich ebenfalls aus, band sie aber vorn im Canoe fest, so daß sie nicht wegsanken, wenn ich umschlug, und im Hemdärmeln und barfuß, ein rohes, aus einer langen Dachschindel gehauenes Ruder in der Hand — das ich mir eben-

falls am Handgelenk festschlang, fuhr ich am nächsten Morgen ab.

Die ganze Familie mit den Negern stand lachend am Ufer, wie ich vom Land stieß, denn keiner von Allen glaubte, daß ich mit dem Trog fünfzig Schritt weit in den Mississippi hinauskommen würde — und beinahe wäre ich gleich bei dem zweiten Ruderschlag umgekippt und „ausgeschüttet“ — aber es ging. Freilich, den Kopf durfte ich nicht einmal zurückwenden, als sie mir nachwinkten, denn das verwünsche eigensinnige Ding vertrug gar keine Bewegung. Dennoch gelang es mir, auf dem Boden sitzend, das Gleichgewicht zu halten, und wie ich erst einmal eine halbe Stunde darin gesessen hatte, gewann ich auch schon mehr Sicherheit.

Natürlich blieb ich soviel das ging, in der Hauptströmung, obgleich ich dazu eine außergewöhnliche Vorsicht brauchte, denn in dieser trieb auch eine Masse niedergeschwemmtes Holz, von ganzen Bäumen an, bis zu den Klafterscheiten, die der Strom auf niederen Stellen den Holzschlägern entführt hatte, und kam ich mit einem von diesen Stücken nur halbwegs in Berührung, so lag ich auch sicher über Bord. In der Strömung ging es aber jedenfalls bedeutend schneller, und je rascher ich dies Fahrzeug wieder los wurde, desto besser.

So mochte ich etwa fünf engl. Meilen glücklich zurückgelegt haben, als ich plötzlich ein Dampfboot hinter mir herkeuchen hörte, und jetzt machen konnte, daß ich aus dem Weg kam. — In Deutschland haben wir allerdings Gesetze, nach denen die Radplanken eines Dampfers nur in einer festgestellten Weite von einander stehen dürfen, damit sie nicht zu große Wellen werfen und den Ufern schaden; in Amerika aber besteht natürlich kein solches Gesetz und diese schweren Dampfer brauchen auch in der That mächtige Räder, um sie, besonders bei solchem Wasserstande, gegen den Strom anzubringen. Ihre Radplanken stehen dabei außerordentlich weit von einander und einige der großen Dampfer wühlen manchmal vier Fuß hohe Wogen auf und spritzen an den Ufern das Wasser weit hinauf.

Ich selber brauchte aber nicht einmal einen von den großen um mich augenblicklich zu beseitigen; einer der kleinsten wäre schon genügend gewesen, und mir blieb jetzt nichts weiter übrig als, so rasch wie nur irgend möglich, eine kleine Insel anzulaufen, die mitten im Strom lag, und da zu sehen, ob ich mich einstweilen irgend wo anhängen konnte. Ich fand auch einen in den Strom gestürzten Baum, dessen Stamm glücklicher Weise so lag, daß ich ohne Gefahr hinan-

kommen konnte, und wartete dort wohl eine halbe Stunde, bis der gefürchtete Dampfer herankam. Wie mir zum Possen hielt er aber jetzt die andere Seite der Insel und ich hatte nicht allein mein Zeit umsonst versäumt, sondern auch noch rechte Noth von dem Baume wieder ungefährdet abzukommen.

Eine Stunde später kam ein anderes Boot hinter mir drein, und wie ich bald zu meinem Schrecken sah, wirklich eins der großen, mit Baumwolle dermaßen geladen, daß nur die Schornsteine oben herausragten. Dießmal war ich näher zum Festlande und suchte noch bei Zeiten eine Stelle zu finden, wo ich ohne besondere Gefahr in den Sumpf hineinlaufen konnte. Sowie ich dort mit dem kurzen Ruder Grund fühlte, sprang ich über Bord und hielt mein Canoe, und gleich darauf wuschen auch schon die Wellen in die Büsche hinein und hätten es beinahe trotzdem gefüllt, obgleich es leer war. Außerdem gehörte wirklich Kunstfertigkeit dazu, nachher wieder hinein zu kommen, und ich konnte es auch auf keine andere Art ermöglichen, als daß ich mich an einen Busch hing und darüber schwebend hielt, bis ich es mit den Füßen richtig unter mich geschoben hatte — und die Nässe.

Noch zwei andere Boote überholten mich, was

meine Fahrt ganz ungemein aufhielt; es war auch dicht vor Sonnenuntergang, als ich Memphis endlich am linken Ufer vor mir liegen sah und etwa eine halbe Stunde später an einem der dort ankernden Werftboote glücklich landete.

Die Stadt selber liegt nämlich oben auf einem hohen „bluff“ und um, besonders bei hohem Wasser, die Verbindung mit der Schiffahrt zu erleichtern, hatten sich schon damals zwei sogenannte Werftboote (alte ausgediente Dampfer) etablirt, an welchen die Dampfboote anlegen und ihre Passagiere absetzen, oder ihre Fracht aus- und einladen konnten.

An einem von diesen legte ich an, mit einem kurzen Stoß- und Dankgebet, wie ich gestehen muß, und da sie mir an Bord nicht einmal einen Viertel-dollar für den Trog geben wollten, um ihn zu Feuer-holz zu zerhacken — schon zerhacktes Holz schwamm gerade zu viel im Strom hinab — so ließ ich das alte Ding treiben, wohin es sein guter oder böser Stern führen würde.

Jetzt blieb mir weiter nichts zu thun als hier ruhig abzuwarten bis ein Boot kam, was jeden Augen-blick geschehen konnte, und ich wartete in der That mit Schmerzen darauf, denn meine Lage war nicht beneidenswerth.

Bis an die Hüften naß — durch zweimaliges Aussteigen im Sumpf, der Dampfer wegen — ohne Rock selbst, und ohne Geld konnte der Aufenthalt auf einem solchem Werftboot eben nicht angenehm sein. Ueberdies hatte ich nicht einmal einen Platz zum Schlafen, die feuchten Planken ausgenommen, wenn ich ja über Nacht bleiben mußte. — Und kein Boot kam stromauf. Es wurde zehn — elf Uhr, Mitternacht, und ich müde, von der heutigen Tagesanstrengung. Endlich schlief ich ein, auf einem Faß mit dem Rücken an die Wand gelehnt, und wachte vor Frost klappernd auf, als etwa um drei Uhr Morgens ein Dampfer schnaubend an die Seite legte. Ich hatte ihn gar nicht kommen hören — ging er stromauf? — Nein — nach New-Orleans, und ich suchte, nachdem der Lärm vorüber war, wieder einzuschlafen. Freilich vergebens, und wie lang war die Nacht.

Zu Abend hatte ich auch nichts gegessen, wie ein Stück Maisbrod, das ich von Dehart mitgenommen — ich wurde hungrig und kaufte mir etwas biscuit — d. h. harten Schiffzwiebach und eine Tasse Kaffee vom Koch. Aber selbst das mußte ich theurer bezahlen, als es meine Casse erlaubte, und als der Mittag heranrückte — wo ich doch wenigstens trocken und warm wurde, wußte ich wirklich nicht mehr, was ich

anfangen sollte. — Da kam der Steward, der schon wußte, daß ich auf ein Boot stromauf wartete, und lange gemerkt haben mußte, daß ich kein Geld hatte, und frug, ob ich meinen „grub“ (Essen) an Bord verdienen wolle. — „Ja, von Herzen gern, aber mit was?“ —

Der alte Kasten war glücklicher Weise leck und mußte ausgeschöpft werden, da es die Pumpen nicht mehr allein bewältigen konnten. Wenn ich in den Raum hinunter und helfen wollte, sollte ich „boarding“ an Bord haben, bis ein Boot kam.

Es war eine bitterböse Arbeit, aber es half nichts. Da stand ich denn unten, bis an die Knie im Wasser, und reichte meinem Obermann — der mich auch noch regelmäßig begoß — den Eimer zu — einen nach dem anderen, und nur das melodische Läuten der Mittagsglocke rief uns eine halbe Stunde von der Arbeit. — Und nach Tisch wieder hinunter — ohne Kaffee — und gearbeitet bis sieben Uhr Abends, und dann mit den durchaus nassen Kleidern wieder, wie die vorige Nacht, auf Deck geschlafen.

Und kein Boot kam — der Steward meinte, so lange wüßte er sich gar nicht zu errinnern, daß je ein Boot von unten ausgeblieben wäre — aber was half mir das. Der nächste Morgen sah mich wieder am

Faß der Danaiden — nur mit dem Unterschied, daß ich ausschöpfte und die ein, Beide jedoch mit dem nämlichen Erfolg. Es schien eine lebenslängliche Anstellung zu sein, mit Frühstück, Mittag- und Abendessen als einzige angenehme Unterbrechung. Wäre ich auch nicht gezwungen gewesen an Bord zu bleiben, so hätte ich mit Leichtigkeit noch einen Dollar extra für den Tag, vielleicht mehr, als Lohn für solche Arbeit beanspruchen können, so aber mußte ich froh sein, daß ich mich damit nur am Leben erhielt.

Und wieder brach die Nacht an und wieder kein Boot, und wieder schlief ich naß und von Frost geschüttelt auf einem alten Kaffeesack, den ich mir als Matratze erobert hatte, ohne die geringste Decke, in Hemdsärmeln und natürlich ohne Weste.

Da mit der Morgendämmerung — ich war eben munter geworden und lief auf dem Gangweg auf und ab, um mich nur einigermaßen zu erwärmen, hörte ich das dumpfe Puffen eines Bootes, das von unten herauf kam. — Ein alter Neger — mein Compagnon unten im Raum bei der Wasserpartie, der ebenfalls schon munter war, stand neben mir, horchte eine kleine Weile hinaus und sagte dann:

„Na jetzt kommt Ihr los, Fremder, das ist der „Buckeye," und ein gutes Boot dazu."

Der Bursch wußte den Namen des noch lange nicht in Sicht gekommenen Dampfers, und ich konnte kaum nach dem Geräusch unterscheiden, daß es ein Dampfer war.

„Und woher weißt Du, daß es der „Buckeye“ ist, Scipio?“

„By the way she puffs“ (nach der Art wie es den Dampf ausstößt), sagte der alte Bursche — „dies Kind kennt alle Boote auf dem alten Mississippi.“

Und er hatte wahrlich recht. Eine gute halbe Stunde später kam der Dampfer heran; es war der „Buckeye,“ für Cincinnati bestimmt, und glücklicher Weise verstand sich der Capitain dazu, mich und mein Rohr mit stromauf zu nehmen. Er wollte an Deharts Landung anlegen und dort Holz einnehmen.

Von da an waren meine Leiden überstanden. Ob sich das alte Werftboot nachher noch über Wasser gehalten hat, weiß ich nicht, aber nicht zehn Minuten später läutete die Glocke wieder, und während ich vorn bei den Feuerleuten vor den Kesseln stand und mich an der wohlthätigen Gluth durchwärmte und trocknete, schnaubte der wackere Dampfer stromauf und machte so tüchtigen Fortgang, daß wir Dehart's Holzhütte schon etwa um elf Uhr Morgens erreichten.

Dehart's waren schon besorgt um mich gewesen,

daß mir in dem alten Trog ein Unglück wiederfahren sei. Sie wollten es auch kaum glauben, daß ich wirklich bis Memphis damit gekommen wäre. Aber jetzt blieb auch keine lange Zeit mehr zur Unterhaltung. Dehart selber kam an Bord, sein Geld für das Holz einzucassiren, das indeß übergeworfen wurde, ich selber schaffte meine wenigen Habseligkeiten an Bord und hinter in's Zwischendeck — auch eben kein angenehmer Aufenthalt, aber doch zehntausend Mal besser wie das nasse Werftboot — die firemen und deckhands von Bord schleppten dann rasch mein Rohr hinüber, das vorn am Bug aufgeschichtet wurde, da ihm weder Regen noch Sonne Schaden that, und nach herzlichen Abschied von den guten Leuten, bei denen ich die drei Wochen gehaust und Maisbrod, Speck, Mosquitos und Flöhe brüderlich mit ihnen getheilt hatte, schnaubte und keuchte und puffte unser wackeres Boot gegen die Strömung an, die es in gelben Wellen rechts und links zur Seite warf.

Den dritten Tag erreichten wir die Mündung des Ohio und legten bei Cairo, in der Spitze von Illinois an.

Hier stellte sich zwar heraus, daß der „Buckeye“ gar nicht nach Cincinnati ging, aber er traf ein anderes Boot, den „Oceanic,“ der ihm Fracht für

St. Louis gab. Der „Oceanic" nahm dafür, was wir an Gütern und Passagieren für den Ohiostrom hatten und drei Tage später landete ich mit meiner Fracht glücklich in Cincinnati.

Ich will nur noch erwähnen, daß ich mein Rohr an dem Platz — und zwar en gros — rasch und gut verkaufte — es war kein Pfeifenrohr mehr in der ganzen Stadt zu haben gewesen.

Der Waldmensch.

Fast in allen Ländern der Welt, wo es noch große Strecken Wildniß giebt, taucht dann und wann das Gerücht von Wald- oder „wilden Menschen" auf, die hie und da im Wald einmal gesehen sein sollen. Unter diesen „wilden Menschen" sind aber dann keineswegs Indianer gemeint, die, wenn sie auch in der Wildniß leben, doch ihre bestimmten Sitten und Gebräuche haben, sondern solche, die wie die wilden Thiere einsam in Schluchten, Höhlen oder hohlen Bäumen hausen, und wenn sie einen andern Menschen kommen sehen oder ihn nur wittern, gerade so fliehen wie das Wild.

Aehnliche Gerüchte haben wir aus Afrika, wo es nach einer früheren Behauptung geschwänzte Menschen geben sollte, und diese, wie ein wirkliches Geschlecht von Waldmenschen, von dem man dann und wann in Nordamerika erzählt, gehören wohl nur den

naturhistorischen Märchen an — aber allen liegt doch immer etwas Wahres zum Grunde.

So ist es Thatsache, daß es in Amerika hie und da solche wilde Menschen gegeben hat, die ohne Kleider, mit wirrem, langem Haare, langgewachsenen Nägeln und von Wurzeln, Insekten oder was sie sonst erlangen konnten, lebend, besonders in den ungeheuren Niederungen hausten, und die Jäger, die einen von ihnen vielleicht zufällig einmal zu Gesicht bekamen, erzählten dann daheim die schrecklichsten Geschichten von ihnen: wie sie mit langen Haaren bewachsen und von ganz übernatürlicher Stärke wären, ja Zähne und Fänge wie Bären und Augen wie glühende Kohlen hätten.

Furcht und Ueberraschung mochten bei solchen Leuten wohl das Ihrige mit beitragen, das Aussehen solcher unglücklichen Wesen, die sie im Walde getroffen, zu übertreiben. Die Aufgeklärten unter den Waldbewohnern wissen es sich aber recht gut zu erklären, woher solche Waldmenschen kommen, denn wenn sie auch — einmal draußen in der Wildniß — wirklich wild sein mögen, so sind sie doch eben nur wild geworden und waren früher Menschen wie sie selber. Man hat auch noch nie zwei solcher Waldmenschen beisammen gefunden; sie kommen immer nur einzeln vor

und gehen dann auch meist im Wald zu Grunde. Woher sie kommen, ist leicht erklärt. Es giebt nämlich kaum etwas Fürchterlicheres für einen Menschen, als sich zu verirren. Hier bei uns hat das nun freilich nicht viel zu sagen; denn wenn sich hier auch einmal ein Mensch in einem großen Walde verirrt, so daß er gezwungen ist, eine Nacht draußen im Freien zu bleiben, so weiß er doch recht gut, daß rings um ihn her andere Menschen wohnen, und wenn er nur dem nächsten Bache folgt, und immer an diesem hinuntergeht, so muß er zuletzt wieder zu Häusern, zu einer Mühle oder überhaupt zu einem Platze kommen, wo er Jemanden findet, der ihn zurechtweisen kann. Weit anders ist das in jenen ungeheuren Wildnissen Amerikas, in denen nur hie und da zerstreut menschliche Wohnungen liegen, und besonders in den flachen Niederungen weite Sümpfe den Wanderer aufhalten und gefährden. Wer sich an solcher Stelle wirklich einmal verirrt, der ist auch fast verloren, und die Angst vor diesem Schicksal faßt solche Unglückliche gewöhnlich so gewaltig, daß sie die jetzt so nöthige Geistesgegenwart gänzlich verlieren. Kaum glauben sie sich verirrt, so fangen sie an hin und her zu laufen, bald nach dieser, bald nach jener Seite, um einen Ausweg aus dem Wald zu finden, und die Furcht

vor dem Verderben, das sie hier allein in der Wildniß betreffen könnte, entmannt sie gleich vollständig im ersten Augenblick.

Es scheint Thatsache zu sein, daß die meisten dieser Verirrten schon am ersten Tage eine Art von Wahnsinn ergreift. Der schreckliche Hungertod steht ihnen vielleicht vor Augen, und die Angst macht sie so verwirrt, daß sie zuletzt wirklich wahnsinnig werden. So aller ihrer Sinne beraubt sind sie dabei, daß sie, wenn sie dann endlich ja einen Menschen antreffen, gerade so vor ihm fliehen, wie sie ihn früher gesucht haben. Nach einiger Zeit, wenn sie wirklich im Stande sind, sich von Wurzeln, wilden Früchten oder auch Rinde so lange am Leben zu erhalten, bleiben ihre Kleider stückweise an den Dornen hängen, und sie verbergen sich Nachts in hohlen Bäumen oder Dickichten, oder wenn sie in bergigem Land sind, in einer Höhle, gerade wie ein wildes Thier.

Als ich damals in Arkansas jagte, hörte ich viele solcher „Sagen" für die ich sie damals hielt, weil mir Niemand etwas Bestimmtes darüber angeben konnte. Der oder Jener wollte nur einmal einen „Waldmenschen" im Dickicht drin gesehen haben, und ihm nachgespürt sein, ohne ihn aber wieder zu treffen, und ich hielt das Ganze schon für ein Märchen, bis ich

einst mit einem alten Jäger zusammentraf, der allerdings, aus seinen eigenen Erlebnissen, nicht allein die Existenz jener merkwürdigen Wesen bestätigte, sondern mir auch ihr Erscheinen erklärte.

„Hier in Arkansas," erzählte mir der Alte, das damals noch keinen Staat der Union bildete, sondern ein sogenanntes Territorium und ein sehr wildes Land war, lebte ein Mann Namens Brady mit seiner Familie mitten in einer der mächtigen Niederungen, den sogenannten Swamps oder Sümpfen am Mississippi. Er hatte sich aber besonders deßhalb in jener Gegend niedergelassen, weil es dort sehr viel Wild gab, und er lieber von der Jagd als dem beschwerlicheren Ackerbau leben wollte. Viele Amerikaner thaten in damaliger Zeit dasselbe, und manche thun es noch bis auf den heutigen Tag.

„Brady war ein richtiger Waldmann, das heißt er war vollkommen mit dem Walde vertraut, und der Beschäftigung gewachsen, die er sich gewählt hatte. Er schoß vortrefflich, wußte, wie man die Felle und Häute der erlegten Thiere zubereitete, und konnte sich auch in der größten Wildniß gut zurecht finden. Um das zu thun, muß sich der Jäger nach der Sonne, oder wenn diese nicht scheint, nach dem Moose der Bäume richten, das in den Niederungen immer am stärksten

an der nordwestlichen Seite der Stämme sitzt. Wenn er auf die Jagd ging, war er auch nie besorgt, daß er sich einmal verirren könnte, ging immer geradezu mitten in das größte Dickicht hinein, wo er nur eben hoffen konnte, Wild zu finden, und kehrte dann Abends gewöhnlich mit Beute beladen zu seiner Hütte zurück. Nur dann, wenn er einmal etwas zu weit gejagt hatte, um sein Haus noch vor Dunkelwerden wieder zu erreichen, blieb er draußen im Wald, machte sich ein Feuer an, und schlief, bis die Sonne wieder aufging.

„Einmal, im Spätherbst, war er auch hinausgegangen, um einen Hirsch oder Bären zu schießen. Das Wetter fing schon an rauh zu werden, und er konnte kein Wild finden. Dadurch entfernte er sich weiter und weiter von seiner Wohnung, und als es dunkel wurde, lagerte er wieder draußen im Freien. Abends fiel aber ein dünner Regen, und als er am nächsten Morgen wieder aufwachte, lag ein dichter, häßlicher Nebel im ganzen Walde.

Zu seinem Schutz hatte er nur eine wollene Decke bei sich, die er aufspannte, um den Regen damit aufzuhalten. Er war aber an derartiges Auslagern schon gewöhnt und machte sich nicht viel daraus, und als es nur erst dämmerte, dachte er auch auf den

Heimweg. Er rang seine Decke, so gut er konnte, aus, schnürte sie zusammen und hing sie sich auf den Rücken, schulterte seine Büchse und trat den Rückweg an. Der Nebel war aber indeß so dicht geworden, daß er nicht einmal an den ihm nächsten Bäumen hinaufsehen konnte. Trotzdem — anstatt sich niederzulegen und helles Wetter abzuwarten — wanderte er immer weiter und weiter, und kam endlich in eine Gegend, die er noch gar nicht kannte.

„Jetzt zum ersten Mal erfaßte ihn die Angst, daß er sich verirrt haben könnte, und er glaubte, er wäre am Ende schon gar an seinem Hause wieder vorbei und müsse nun zurück. Er drehte deshalb um und lief jetzt, was er laufen konnte, seine Heimath wieder zu erreichen — aber vergebens. Immer mehr überkam ihn dabei die Angst; er zitterte am ganzen Leibe; der kalte Schweiß brach an ihm aus und er gerieth wie von Sinnen. Hände und Gesicht schnitt er sich dabei in den Dornen blutig — eine wilde Weinrebe riß ihm die Büchse aus der Hand, aber er achtete es gar nicht und lief nur jetzt wie blind und toll weiter und immer weiter in den Wald hinein — bis er endlich bewußtlos und zum Tod erschöpft zu Boden sank. Wie lange er so gelegen, wußte er nicht; als er aber wieder zu sich kam, war es Nacht, und

trotzdem raffte er sich auf und lief und lief auf's Neue, so lange ihn seine Füße trugen.

„Als er die erste Nacht wegblieb, ängstigte sich seine Frau nicht besonders um ihn, denn er hatte das schon öfters gethan; wie er aber auch die zweite nicht nach Hause kam, wurde sie unruhig, und als es dunkel geworden war, schoß sie ein Gewehr, das noch im Hause lag, ab und blies in ein großes Blechhorn, das fast in keiner Blockhütte fehlt, um ihm damit ein Zeichen zu geben, wenn er in der Nähe wäre. Aber er hörte es nicht. Der unglückliche Mann lief, so rasch ihn seine Füße trugen, immer weiter von seiner Heimath fort, und als später andre Jäger zu seinem Hause kamen, und die Frau sie bat, ihn zu suchen, durchforschten sie umsonst nach ihm den ganzen Wald.

„Gar nicht weit von dem Haus entfernt fanden sie allerdings seine Büchse mit Rost bedeckt, aber von ihm selber keine Spur, und sie dachten sich jetzt gleich, daß er sich verirrt habe und in der Verzweiflung und blinden Angst ganz nahe an seinem eigenen Hause vorbeigerannt sei, ohne die Gegend wieder zu erkennen.

„Den ganzen Winter durch hörte man nichts weiter von dem Manne, der, wie jetzt alle Leute glaubten, jedenfalls verunglückt sein mußte, und die Frau, da sie doch nicht allein in der Wildniß konnte

wohnen bleiben, zog mit ihren Kindern wieder über den Mississippi zurück, zu ihren Verwandten. So verging eine lange Zeit — es müssen über zwei Jahre gewesen sein — als plötzlich ein Gerücht in Umlauf kam, daß ein Jäger draußen im Sumpf einen Waldmenschen gesehen hätte. Im Anfang wollten es die Leute gar nicht glauben; der Jäger war aber ein guter Freund von mir," erzählte der Alte, „und ich wußte, daß er mich nicht belügen würde. Er versicherte mich denn auch, er habe am Rand eines kleinen See's gejagt, und auf einmal menschliche Fußspuren im weichen Schlamm entdeckt, und zwar Spuren von bloßen Füßen, die kein Indianer dort hinterlassen haben konnte.

Sein erster Gedanke war gewesen, daß sich vielleicht dort ein irgendwo entsprungener Neger verborgen hätte, wenn ihm die Spuren auch nicht wie die eines Negers aussahen. Diese Burschen aber, wenn sie im Walde leben und sich vor keinen Weißen dürfen sehen lassen, aus Furcht, entdeckt zu werden richten oft viel Unheil an, und er beschloß, jedenfalls den Fährten einmal nachzugehen, um zu sehen, wohin sie ihn führen würden. Vorsichtig schlich er deßhalb auf dem weichen Grunde weiter, sein Gewehr immer schußfertig, wenn er etwa angegriffen werden sollte.

Die Fährten gingen auch fast um den ganzen See herum, und hie und da ließen sich die bloßen Kniee und Spuren der Hände im Schlamm erkennen, wo der Mann wahrscheinlich nach Krebsen oder andern Wasserthieren oder Muscheln gesucht hatte. Endlich wurde es Abend und der Jäger dachte schon daran die Verfolgung aufzugeben und sich einen trockenen Platz zum Lagern auszusuchen.

„Ein Baum war dort von der etwas höheren Uferbank heruntergestürzt, so daß er mit dem Wipfel im Wasser lag. Zu diesem arbeitete er sich hin, um auf den Stamm hinauf und so besser aus dem, das Sumpfwasser umgebenden Dickicht zu kommen. Wie er aber auf den Stamm hinauf trat, und von hier aus einen etwas besseren Ueberblick in die Büsche hinein gewann, entdeckte er, gar nicht weit von sich entfernt, eine kauernde, dunkle Gestalt mit wirrem, langem Haar, die von ihm abgewandt unter einem Baume saß und etwas zu verzehren schien.

„Ein Neger oder Indianer war es nicht, soviel erkannte er auf den ersten Blick; denn das wirre Haar, das dem Mann um die Schultern hing, sah blond aus. Die Neger und Mulatten haben aber schwarzes, wolliges und die Indianer schwarzes, straffes Haar. Was aber konnte das sein, das er da vor sich

erblickte? — er wußte es selber nicht und dachte im Anfange nicht einmal an einen Waldmenschen, von denen er doch früher schon oft gehört hatte. Jedenfalls beschloß er, sich an den Fremden anzuschleichen; nachher konnte er ihn ja mit seiner Büchse zwingen, daß er blieb wo er war, und ihm Rede stand.

„Vorsichtig, so wenig Geräusch wie möglich zu machen, glitt er von dem Baumstamme wieder hinunter, und wenn er auch den Fremden jetzt, wo er sich selber wieder im Dickicht befand, nicht mehr sehen konnte, hatte er sich doch genau den Baum gemerkt, unter dem er kauerte. Er vermied es dabei sorgfältig, auf irgend einen trocknen Zweig zu treten, und kroch vollkommen geräuschlos durch die Büsche vorwärts. Jetzt hatte er den kleinen, lichten, Fleck, inmitten dessen eine hohe breitästige Eiche stand, erreicht, und fand sich zugleich auch kaum zehn Schritt hinter der nackten Gestalt, die noch immer in der früheren Stellung unter dem Baume saß. Langsam richtete er sich auf, sah noch einmal nach seiner Büchse, ob dieselbe auch in Ordnung und schußfertig sei, und glitt dann rasch vorwärts, dem wunderlichen Menschen, ehe dieser eine Ahnung davon hätte, so nahe als möglich zu kommen. Jetzt aber, die Augen auf denselben geheftet, vergaß er die nöthige Vorsicht, auch auf seine eigenen Füße

zu schauen. Unversehens trat er auf einen dürren Zweig, und wie dieser nun knackte, fuhr der Nackte blitzschnell in die Höhe und herum.

„Er sah furchtbar aus; das Gesicht ließ sich allerdings kaum erkennen, so wirr war ihm der Bart gewachsen, und so toll hingen ihm die langen, zerzausten Haare um Stirn und Schläfe: aber die Augen blitzten wie Kohlen daraus hervor, und die Finger hatten ordentliche Krallen.

„Halt', oder ich schieße!" rief der Jäger und sprang gegen ihn an; der Waldmensch sah aber die Gestalt kaum vor sich, als er, ohne die Drohung im Geringsten zu beachten, einen wilden Schrei ausstieß, und wie eine Schlange in das nächste Dickicht hineinglitt. Der Jäger wollte ihm zwar dahin folgen, fand aber bald, daß das unmöglich sei. Ueberdies brach die Nacht ein, und da es ihm in der Nähe des unheimlichen Wesens nicht mehr so recht wohl zu Muthe war, machte er, daß er, so rasch er konnte, wieder aus dem dichten Büschen hinaus in den offenen, höher gelegenen Wald kam. Nur die Stelle, wo der Waldmensch gesessen hatte, — denn er zweifelte jetzt keinen Augenblick mehr, daß es ein solcher gewesen sei — untersuchte er noch genauer und fand dort eine schon halbverzehrte weichschaalige Schild-

kröte, wie sie in jener Gegend sehr häufig vorkommen, die der Unglückliche ganz kurz vorher mußte am Ufer des Sumpfwassers gefangen haben.

„Wie schon gesagt, wollte es ihm anfangs Niemand glauben; als er sich aber erbot, uns zu dem Sumpf zu führen, und uns die Fährten wie die Stelle zu zeigen, wo er ihn überrascht hatte, wurden auch die Ungläubigsten wankend, und ich beredete sie bald, einen ordentlichen Jagdzug dorthin zu unternehmen. Die Stelle lag übrigens wenigstens zwanzig englische Meilen von dort entfernt, wo der Jäger die ersten ordentlichen Ansiedelungen erreicht und uns gefunden hatte. Vorbereitungen brauchten wir jedoch nicht zu treffen; denn zur Jagd waren wir alle mit einander gerüstet, und nachdem wir nur einige Lebensmittel in unsere Decken gewickelt, setzten wir uns zu Pferde und trabten scharf der uns von Boyd — wie der Jäger hieß, der den Waldmenschen zuerst angetroffen — bezeichneten Richtung zu.

„Mit Dunkelwerden waren wir kaum noch eine halbe Stunde von dem kleinen See entfernt und lagerten dort. Hier beschlossen wir auch, daß wir dem Waldmenschen, wenn es nicht in Selbstvertheidigung nöthig würde, Nichts zu Leide thun, sondern ihn lebendig fangen wollten, um ihn mit in die An-

siedelungen zu nehmen. Uebrigens hatten wir einen ganz vortrefflichen Schweißhund bei uns, mit dessen Hülfe wir ihn schon aufzufinden gedachten, wenn wir nur erst einmal wieder auf seine frische Fährte kämen.

„Die Nacht verging uns mit Plänen, wie wir ihn am Besten fangen könnten. Boyd beschrieb ihn jedoch als einen riesenhaften, furchtbaren Menschen, den wir wohl nicht so leicht bewältigen würden. Uebrigens waren wir unserer vier starke, junge Kerle, die sich selbst einzeln vor dem tüchtigsten Bären oder Panther nicht fürchteten, also wohl auch mit so einem nackten Dinge von Waldmenschen fertig werden konnten. Jedenfalls beschlossen wir, den Versuch zu machen, und war er wirklich ganz ordentlich wild und wollte sich nicht fangen lassen, ei, dann konnten wir ihn ja noch immer todt schießen, oder sonst unschädlich machen.

„Erst gegen Morgen schliefen wir ein, aber der erste Sonnenstrahl fand uns schon wieder auf den Beinen. Die Pferde, welche die Nacht über in einem dichten Schilfbruch treffliches Futter gehabt, wurden gesattelt, und wir folgten jetzt unserem Führer, der uns bald zu der bezeichneten Stelle brachte. Dort waren richtig die Fährten nackter Füße noch frisch und tief eingedrückt, wie er es uns beschrieben; denn es hatte in der ganzen Zeit nicht geregnet, und weiter-

hin fanden wir auch noch die Ueberbleibsel der dort verzehrten Schildkröte. Jedenfalls war der Waldmensch also wieder zu seiner Beute, von der er an jenem Abend durch Boyd verjagt worden, zurückgekehrt, und wir durften nun hoffen, ihn noch in der Gegend anzutreffen.

„Boyd stieg jetzt von seinem Pferde, das er am Zügel nahm, und suchte vorsichtig auf der Spur weiter, die diesmal nicht am See hin, sondern gerade in das Dickicht hineinführte, und wir hatten wirklich Mühe, mit den Pferden dort einzudringen. Dabei brachte er aber den Hund wieder und wieder auf die Fährte, bis dieser endlich merkte, wen wir eigentlich suchten, und nun die Spur selber aufnahm. Jetzt hatten wir gewonnen.

„Der Hund war von ausgezeichneter Raçe und einer jener sogenannten „Langsamsucher", wie man sie dann und wann aber doch nur selten in Amerika antrifft. Er hetzte nämlich nicht, wenn das Wild nicht flüchtig vor ihm aufging, sondern suchte so langsam auf der einmal angenommenen Fährte nach, daß ihm ein Mann zu Fuß bequem folgen konnte. Durch den Schilfbruch hin blieb das aber doch immer keine Kleinigkeit, und der Waldmensch war dort — wie wir im weichen Boden deutlich sehen konnten — oft auf allen

Vieren vorwärts gekrochen. Die Spuren seiner langen Nägel ließen sich an manchen Stellen deutlich erkennen. Endlich kamen wir aber wieder auf höheres und offeneres Land, wo Eichen und Hickorys standen, und da der nackte Bursche die kleinen Dornendickichte ebenfalls vermieden hatte, konnten wir ihm jetzt weit rascher und bequemer folgen.

„Ohne den Hund würde das auf dem hier härteren Boden freilich auch seine Schwierigkeiten gehabt haben; denn die Fährten des nackten Fußes waren an manchen Stellen ganz unsichtbar geworden. Das kluge Thier blieb aber mit der Nase auf der Erde und weiter, immer weiter in der Fährte, welche die ihm folgenden Männer deutlich wieder erkennen konnten, sobald sie auf's Neue auf weichen oder lockeren Boden kamen.

„Plötzlich hielt der Hund unter einem Baum und knurrte leise. Es aber eine alte, hohle Eiche durch den Sturm und die Last der Jahre schon halb übergebeugt, und allerdings dick genug, um einem Bären oder Menschen in ihrem Inneren Schutz zu geben. Aber die Spuren liefen, wie sich hier deutlich erkennen ließ, wieder von dem Baume fort und wenn der Waldmensch auch die Nacht darin geschlafen hatte, war er doch jetzt jedenfalls heute weiter gegangen,

um sich vielleicht sein Mittagessen für den Tag zu suchen.

„Der Hund fand auch bald die frische Fährte und wollte ihr wieder folgen; Boyd aber, ein ganz ausgezeichneter Waldmann, wo es das Aufspüren und Einbringen irgend eines Wildes galt, rief ihn zurück und machte uns mit seinem Plan bekannt. Er glaubte nämlich nicht, daß sich der Waldmensch weit von seinem gewöhnlichen Schlafplatz entfernen würde, und daß wir den hier in dem hohlen Baume gefunden hatten, unterlag keinem Zweifel mehr. Traf ihn also der Hund vielleicht gar nicht so weit entfernt, so floh er gewiß wieder zu dem Baum zurück, und wie sollten sie ihn dann herans bekommen? Sie konnten ihn allerdings mit Rauch aus der Höhlung treiben, wie einen Bären; dann lief er aber nachher in die Aeste hinauf, und es blieb ihnen keine Wahl, als ihn umzubringen oder vielleicht auszuhungern. Was er aber dann, zur Verzweiflung getrieben, thun würde, konnten sie nicht wissen, während ihnen doch besonders daran lag, ihn lebendig einzubringen. Boyd schlug also vor, daß sich zwei von uns in den kleinen Büschen am Fuße des Baumes verstecken und dort auf seine Ankunft warten sollten. Kam er dann dorthin zurück, so blieben jedenfalls nicht allein der Hund, sondern auch die beiden Andern auf ihren

Pferden dicht hinter ihm, und die hier Versteckten konnten ihn dann verhindern, in den Baum hineinzukriechen, ja vielleicht gar fassen und unschädlich machen, wenn er daran hinaufklettern wollte.

„Der Plan war gut genug ausgedacht, und wir kamen bald überein, ihn zu befolgen. Ich und ein Nachbar von mir, Namens Johns, als die stärksten, wurden dazu bestimmt, neben dem Baum auf der Lauer und im Versteck zu bleiben, und Boyd mit Adams, dem vierten Jäger, die beiden Letzeren zu Pferde, nahmen nun die Spur wieder auf. Wir beiden versteckten unsere Thiere aber dicht bei uns in einem Sassafrasdickicht, legten unsere Decken, Büchsen und Kugeltaschen ab, um so freie Bewegung als möglich zu haben, und drückten uns dann, so gut wir konnten, hinter die dort ziemlich dicht aufwuchernden Eichenschößlinge.

„Unsere beiden Kameraden waren schon lange wieder im Holz verschwunden, und wir mochten etwa drei Viertelstunden solcher Art gelegen und gewartet haben, als wir plötzlich Boyds Jagdschrei hörten. Boyd konnte genau wie ein Indianer schreien, und es gellte durch den Wald, wer weiß wie weit. Wie vom Blitz getroffen zuckten wir zusammen, denn wir wußten jetzt, daß er den Waldmenschen nicht allein gefunden hatte, sondern daß derselbe auch, gerade so wie er's

gedacht, auf uns geflüchtet kam. Wir rührten und regten uns aber nicht und blieben so fest wie aus Stein auf der Lauer liegen.

„Zehn Minuten noch etwa war alles todtenstill, denn der Hund folgte dem Wild, ohne einen Laut von sich zu geben. Plötzlich raschelte etwas in den Büschen — nicht laut etwa, nur ungefähr wie der Sprung eines Panthers durch das gelbe Laub, und gleich darauf sahen wir die wilde furchtbare Gestalt in langen Sätzen gerade auf uns zukommen.

„Ich bin von Natur gerade nicht furchtsam," fuhr der Jäger nach kleiner Pause fort, in der er still vor sich niedergeschaut; „wie ich aber das entsetzliche Ding — wie ein Mensch fast, und auch beinahe wieder wie ein wildes Thier — auf uns einspringen sah, fing mir doch das Herz an rascher zu klopfen. Das war aber auch wirklich nur ein Augenblick, denn wir Beide, die wir da im Hinterhalt lagen, wußten recht gut, daß jetzt Alles nur auf unsere Ruhe und Kaltblütigkeit ankam.

„Merkwürdig betrug sich der Hund dabei, der, wie wir recht gut durch die Sträucher sehen konnten, dem Waldmenschen auf den Fersen folgte und doch nicht wagte, ihn anzugreifen. Furcht war das auch nicht von seiner Seite; denn den stärksten Bären, der je

diesen Wäldern eine Fährte eingedrückt, hätte er im Nu gestellt, ihn jedenfalls unverzagt angegriffen. Aus dem Ding da wußte er aber nicht klug zu werden. Ein Indianer oder Neger war's nicht, ebensowenig ein wildes Thier, und einen weißen Mann hatte er bis jetzt noch nie verfolgt. Er faßte ihn deßhalb auch nicht an, denn leicht hätte er ihn ja einholen können, sondern blieb ihm nur immer dicht auf den Hacken, als ob er selber neugierig gewesen wäre, was das wunderliche Geschöpf nun wohl beginnen würde.

„Die beiden Reiter hatten indeß ihr Möglichstes gethan, so dicht sie konnten, hinter dem aus einem Busch aufgetriebenen Waldmenschen zu bleiben, während dieser, mit allen Schlupfwinkeln in der Gegend wahrscheinlich nur zu genau bekannt, hier über, dort unter einem zerbrochenen Baumstamme hinglitt und bald die Lichtung erreichte, auf der sein hohler Baum stand. Es war das ja die einzige Zufluchtsstätte die er hatte. In langen Sätzen kam er jetzt dagegen an, mit keiner Ahnung, daß ihn dort ein Hinterhalt erwartete, und wahrhaft furchtbar sah er aus, wie er in wilder Hast angesprungen kam und nur manchmal die blutunterlaufenen Augen halb in Wuth, halb in Angst nach dem Hund zurückwandte.

Wir Beide aber — gut bewaffnet, uns im Noth-

fall unserer Haut wohl wehren zu können — waren auch fest entschlossen, den Kampf mit jenem schrecklichen Menschenbilde zu wagen. So — gerade als er zwischen uns Beiden durchfuhr und dicht hinter uns den dicken Stamm der Eiche mit den krallenbewehrten Fingern umspannte — sprangen wir in die Höhe. Einen Moment blieb er, wahrscheinlich starr vor Schreck über die neuen Angreifer, in seiner angenommenen Stellung. Kaum aber fühlte er unsere Hände an seinen Schultern, als er auch, wie ein wirklich wildes Thier herum und mir mit den Zähnen nach dem Halse fuhr. Ich spürte damals seine krallenartigen Finger gar nicht in meiner Seite — ich sah nur, wie er mit den weißen Zähnen nach mir hieb, sah nur die ordentlich aus den Höhlen tretenden Augen in grimmiger Wuth auf mich geheftet und brauchte alle meine Kräfte, den Kopf des Furchtbaren von mir abzuhalten, daß er mich nicht zerfleischte.

„Ich weiß, daß ich vor Entsetzen laut aufschrie, denn es ist etwas Anderes, mit einem Menschen, als mit einem solchem Ungeheuer zu kämpfen, und ich hatte in dem Augenblick Alles um mich her — selbst daß ich nicht allein, nicht ohne Hülfe war — vergessen. Ich gehöre aber auch eben nicht zu den Schwächsten, und in dem Ringen mit dem Waldmenschen hatte ich

— die eine Hand noch immer gegen seine Stirn gedrückt, um die fletschenden Zähne von mir abzuhalten — den andern Arm um ihn her geschlagen und riß ihn auf die Seite. In die Länge hätte ich nun freilich nicht gegen die riesige Kraft des Entsetzlichen aushalten können; aber nicht allein mein Kamerad kam mir jetzt zu Hülfe, sondern auch der Hund, der ihn mit uns im Kampfe sah, fuhr ihm nach der Schulter und riß ihn zurück.

„Jetzt hörte ich das Halloh der heransprengenden Reiter; aber der Wilde achtete es nicht, achtete nicht die Zähne des Hundes, die ihn wie in einem Schraubstock an der Schulter hielten und doch nicht von mir wegreißen konnten. Mich nur hatte er im Auge, mich nur wollte er vernichten. Ich war der Erste gewesen, der ihn gefaßt und bedroht, und seine ganze zähnefletschende Gier schien nur auf mich gerichtet und gespannt. Ueber seine Schulter weg sah ich wohl, wie der Hund und mein Kamerad sich mühten, ihn von mir fortzuziehen und mich freizumachen, aber vergebens. Wie mit eisernen Krallen hatte er mich umspannt; schon fühlte ich, wie mein Arm, der ihn noch zurückhielt, mehr und mehr erlahmte, wie seine scharfen Zähne meinem Halse näher und näher kamen — noch eine Minute — da plötzlich fuhr etwas

zwischen uns nieder — was es war, konnte ich nicht erkennen, aber ich fühlte, das der Feind in seinem Halte nachließ — noch ein Moment und bleiern, aber gefahrlos, lag sein Gewicht auf mir und wurde jetzt leicht von den Gefährten zur Seite gerissen.

„Der aber, der mir zur rechten Zeit zu Hülfe gekommen, war Boyd. Mit dem Pferd in vollem Galop heransprengend, sah er kaum unsern Kampf und wie wir in einem Knäuel am Boden lagen, als er sich auch aus dem Sattel warf, seine Büchse umdrehte und dem Waldmenschen den Kolben dergestalt über den Kopf schlug, daß er besinnungslos zusammenbrach.

„Jetzt hatten wir leichte Arbeit. Seile und Riemen führten wir bei uns und banden den Gefangenen vor allen Dingen erst einmal Hände und Füße, um ihn ganz sicher zu haben; dann erst sahen wir nach seinen Wunden.

„Der Hund hatte ihm allerdings, wo er ihn gepackt, die Schulter bös zerfleischt, und das Blut lief ihm ebenfalls in Strömen aus der Stelle, wo ihn Boyd mit dem Kolben getroffen. Eine nähere Untersuchung ergab aber bald, daß keine der Wunden gefährlich sei und sie mit einiger Pflege bald wieder heilen würden — wenn sich das wilde

Geschöpf eben pflegen ließ. Vor allen Dingen beschlossen wir aber, ihn zum See zu tragen und ihn dort erst einmal tüchtig abzuwaschen. Er starrte ordentlich von Schmutz und Blut und bot überhaupt einen gräßlichen Anblick dar, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde.

„Er leistete jetzt nicht mehr den geringsten Widerstand, wenn auch das Heben seiner Brust schon wieder das zurückkehrende Leben verkündigte. Wie todt lag er noch zwischen uns, und wir Vier hoben ihn auf und trugen ihn, was eben nicht leicht war, durch das Dickicht zum See. Ein paar Mal mußten wir ihn auch wieder hinlegen und uns mit unsern Messern erst Bahn durch Dornen und Schlingpflanzen hauen, ehe wir weiter rücken konnten. Endlich erreichten wir aber doch eine kleine Art Bayou, die mit dem kaum noch fünfzig Schritt entfernten See in Verbindung stand und klares Wasser hatte. Zu einer ziemlich festen Sandbank, die dort hinunter lief, stiegen wir hinab, legten ihn dort hin, badeten ihm Stirn und Schläfe mit dem Wasser und reinigten ihm Haar und Bart und den ganzen Körper von Blut und Schmutz — wahrlich kein kleines Stück Arbeit.

„Noch waren wir dabei beschäftigt, und der Bewußtlose athmete immer stärker, ohne jedoch auch

nur ein einziges Mal die Augen aufzuschlagen. Boyd bog sich dabei gerade über ihn, um ihm noch ein paar Blutflecken von der Brust abzuwaschen, als er plötzlich, ordentlich erschreckt, in die Höhe sprang und auf eine breite Doppelnarbe deutete, die dem Waldmenschen quer über die rechte Brust lief.

„,Alle Teufel! rief er dabei —,die Narbe! Genau solch ein Zeichen trug ein Mann, mit dem ich in den Ozark-Gebirgen jagte, und der mir das Leben rettete, als mich ein Bär schon unter sich hatte. Wie er ihm aber sein Messer in die Seite stieß, drehte sich der Bär nach ihm herum und riß ihm die Brust gerade so auf, und der Mann war jener verlorene Brady!'

„,Brady?' riefen wir alle drei erstaunt, und mit dem Namen schlug der Waldmensch die Augen auf und sah uns alle Drei stier und lange an — aber lange nicht mehr so wild wie vorher. Dann schloß er sie wieder und blieb, ohne sich weiter zu bewegen, ruhig liegen

„So lange er die Augen offen hielt, wagte keiner von uns ein Wort zu reden. Erst wie er sie wieder schloß, fanden wir Worte, und ich selber, der ich Brady in früherer Zeit gekannt, rief jetzt erschreckt: ,Dann muß das hier auch Brady sein. Das ist ein Mensch, er mag so verwildert aussehen wie er will; die Nägel,

die Haare sind ihm nur so wild gewachsen, und die Haut kann in den langen Jahren, Wind und Wetter fortwährend ausgesetzt, recht gut eine solche Lederfarbe angenommen haben.'

„Je mehr wir ihn dabei betrachteten, desto mehr kamen wir zu der Ueberzeugung, daß es kein richtiger Waldmensch — wie ihn die Märchen im Westen beschrieben — sondern wirklich nur ein wild gewordener Mensch sein müsse, und die Narbe, die Boyd ganz genau kannte, da er sie früher selber verbunden und nachher oft und oft gesehen, ließ uns bald keinen Zweifel mehr, das es wirklich der unglückliche Brady sei, den wir vor uns hätten, — fanden wir doch zuletzt sogar die Aehnlichkeit heraus.

„Daß er sich vor Jahren verirrt hatte, wußten wir Alle, und möglich war es recht gut, daß er sein Leben unter der Zeit im Walde gefristet, wenn wir auch nicht recht begriffen, wie er das im Winter, noch dazu ohne Feuer und Kleidung, angefangen. Daß solche Unglückliche zuletzt von einem förmlichen Wahnsinn erfaßt werden und bei der Annäherung eines menschlichen Wesens fliehen, war ebenfalls eine im Walde genügend bekannte Thatsache. War er aber noch zu heilen? — war nicht für immer sein Geist zerstört, und durften wir hoffen, ihn je dem Leben

zurückzugeben? — Das blieb freilich eine Sache, die erst die Zukunft entscheiden mußte. Jedenfalls wollten wir Alles thun, was in unsern Kräften stand, ihn zu retten, und da wir ihn für den Augenblick unschädlich wußten, selbst wenn er wieder einen Wuthanfall bekommen sollte, beschlossen wir, ihn mit zu der nächsten Ansiedelung zu nehmen.

„Das war übrigens leichter beschlossen, als ausgeführt; denn einen großen, schweren Mann, noch dazu, wenn er sich dem wiedersetzen sollte, durch einen solchen Wald eine solche Strecke zu tragen, ist wahrhaftig keine Kleinigkeit. Boyd machte den Vorschlag, daß wir ihn zum nächsten, etwa fünf Meilen entfernten kleinen Flusse schaffen und dort ein Canoe aushauen sollten, in dem wir ihn viel leichter transportiren konnten. Unsere kleinen Waldbeile — die sogenannten Tomahawks — hatten wir natürlich alle bei uns, und der Plan war jedenfalls ausführbar.

„Alles kam jetzt freilich darauf an, wie sich der Gefangene benehmen würde; denn was er leisten konnte, wenn er seine Kräfte anstrengte, davon hatten wir genügende Beweise gehabt.

„Adams meinte, es ginge vielleicht, wenn wir ihn auf ein Pferd setzten; wir konnten ihm ja die Hände immer gebunden lassen und ihn dabei an der Leine be-

halten, und jedenfalls wäre das für uns die bequemste Art gewesen — ob er es sich aber gefallen ließ? — Der erste Versuch, den wir machten, war nicht sehr ermuthigend; denn kaum faßten wir ihn an, um ihn langsam emporzuheben, als er auch mit aller Gewalt Hände und Füße zu befreien suchte und wie ein wildes Thier um sich biß.

„‚Brady! Brady!‘ rief da Boyd mit lauter, bittender Stimme, und wie ein Zauberwort wirkte der Ruf auf ihn. Er saß, hoch aufgerichtet, plötzlich regungslos da nud sah uns Alle der Reihe nach starr an; dann schloß er die Augen wieder und sank langsam auf den Sand zurück. Durch die plötzliche Anstrengung war ihm die Kopfwunde wieder aufgegangen und fing frisch an zu bluten, und wir mußten sie ihm von Neuem verbinden. Er ließ das aber ruhig mit sich geschehen, ja er öffnete sogar ein paar Mal dabei die Augen, ohne sich weiter zu bewegen, oder den geringsten Widerstand mehr zu leisten.

„Mit dem Reiten wollten wir es aber noch immer nicht wagen, und machten deshalb von Stangen und Zweigen, auf die wir unsere Decken breiteten, eine Trage und legten ihn darauf; das war aber ein entsetzlich schweres Stück Arbeit. Wenn wir ihn auch zu zweien trugen, während die andern Beiden die Pferde führten

und dann und wann abwechselten, blieb es doch eine fast zu schwere Last, und wir beschlossen endlich, wenigstens den Versuch zu machen, ihn auf ein Pferd zu bringen.

„‚Kannst Du reiten, Brady?‘ redete ihn Boyd an. Er gab keinen Laut von sich, sah aber wieder bei dem Namen auf. ‚Kennst Du mich nicht mehr? frug ihn da der Jäger, einen neuen Versuch machend, seine geistigen Fähigkeiten zu erwecken; aber es war umsonst. Er gab kein Zeichen, daß er nur eine Sylbe der an ihn gerichteten Worte verstand, und sah sich im Gegentheil ein paar Mal scheu um, als ob er eine freie Bahn suche, zu entfliehen. Trotzdem wurde ein Pferd, das geduldigste von allen, herbeigebracht, — denn mit der Trage hätten wir eine volle Woche gebraucht, um ihn bis zur nächsten Ansiedelung zu schaffen — und dann vorsichtig der Versuch gemacht, die Bande an seinen Füßen zu lösen. Die Hände blieben ihm aber dabei noch auf den Rücken gebunden, und Adams stand mit einer Decke bereit, um sie ihm augenblicklich über den Kopf zu werfen, sobald er wieder Miene machte, seine Zähne zu gebrauchen.

„Wunderbarer Weise ließ er sich aber jetzt Alles ruhig gefallen. Wir hoben ihn vorsichtig und langsam, daß wir ihm nicht wehe thaten, auf das Pferd, und

schritten dann, zwei an jeder Seite, ihn dabei im Gleichgewicht und auch zugleich in unserer Gewalt zu behalten, neben her. Ein paar Mal schien es, als ob er wieder einen von seinen Anfällen bekäme, und er suchte dabei seine Hände frei zu machen; sowie aber Boyd zu ihm sprach, war er wieder ruhig, und ließ Alles mit sich geschehen. Das war übrigens auch das Einzige, aus dem wir hätten abnehmen können, daß er ihn verstand.

„Es würde viel zu lange aufhalten, wollte ich hier Alles beschreiben, was wir in der nächsten Zeit mit ihm vornahmen, um ihn wieder zu sich selber zu bringen. An dem Abend konnten wir freilich die Ansiedelung nicht mehr erreichen, lagerten daher an einem passenden Platze, und hielten abwechselnd Wacht. Der Gefangene nahm dabei weder Speise noch Trank, die wir ihm boten.

„Am nächsten Tag erreichten wir Boyds Hütte, in der er allein mit einem Neger hauste. Dort bauten wir ein besonderes kleines Haus für ihn, mit fester, von außen zu schließender Thüre, und quartirten uns da ebenfalls ein, während es Adams übernahm, Bradys Frau über dem Mississippi drüben aufzusuchen und sie von unserer Entdeckung in Kenntniß zu setzen.

„Der Unglückliche kam indeß augenscheinlich mehr und mehr zur Besinnung. Er sprach allerdings noch

kein Wort, betrug sich aber so ruhig, daß wir ihm die Hände endlich losbanden, aber ihn freilich auch keinen Augenblick unbewacht ließen. Vier volle Tage hungerte er jedoch, ehe er die geringste Nahrung zu sich nahm, und das Erste, was er dann berührte, war ein ihm hingesetzter Becher mit Wasser, aus dem er, ohne die Hand daran zu bringen, trank. Rohes Fleisch hätte er vielleicht schon früher verzehrt, aber das wollten wie ihm nicht geben, damit er seinen früheren Zustand sobald als nur irgend möglich vergäße. Am vierten Tage nahm er endlich das ihm hingeschobene Maisbrod, kostete es erst vorsichtig, als ob es etwas ganz Fremdes sei, und schlang es dann gierig hinunter.

„Boyd, sonst ein rauher Bursche, der sich nicht viel um seine Nachbarn bekümmert hatte, schien hier wie ausgewechselt und behandelte den Unglücklichen ob er sein eigenes Kind gewesen wäre. Er wich fast nicht von seiner Seite und war auch wirklich bald der Einzige, der etwas mit ihm anfangen konnte. Kleider wollte sich Brady — denn daß dieser es sei, daran zweifelte keiner mehr von uns — im Anfang nicht anlegen lassen, und wickelte sich nur Nachts in die ihm hingelegte wollene Decke. Endlich brachte ihn Boyd aber auch dazu, und mit den Kleidern schien es

ordentlich, als ob dem Unglücklichen auch wieder die Erinnerung an sein früheres Leben käme. Er betrug sich von da an menschlich und erlaubte sogar, daß ihm Boyd die Nägel und langen Haare abschnitt — aber noch immer sprach er kein Wort. Nur einmal, als ihn Boyd frug, ob er irgend etwas verlange, schüttelte er mit dem Kopfe, das erste Zeichen wirklichen Verständnisses, das er von sich gab.

„In fünf Wochen brachte ihn der unermüdliche Boyd endlich aber auch dahin, daß er wirklich sprach, — im Anfang zwar noch in abgebrochenen Sylben — wie ein Kind fast, das erst reden lernt, dann aber, wie sich seine Zunge wieder nach und nach daran gewöhnte, wie er wieder zu denken begann, brachte er auch zusammenhängende Worte heraus. Merkwürdig blieb es dabei, wie er sich an Boyd gewöhnt hatte, und wie unglücklich und rastlos er war, wenn ihn dieser verließ. Das ganze Wilde seines Wesens hatte sich aber auch dabei verloren, ja es schien ordentlich als ob er jetzt gerade so schüchtern und weich geworden wäre, wie er sich früher unbändig gezeigt hatte. Boyd wagte es jetzt sogar, ihn einmal mit hinaus ins Freie zu nehmen, natürlich nicht ohne vorher die Vorsicht zu gebrauchen, uns Alle mit den Pferden bei der Hand zu haben. Brady machte aber auch nicht den

geringsten Versuch, zu entfliehen, ja als er mit ihm gegen den Wald zu schritt, hielt ihn der Unglückliche ängstlich am Rocke zurück und flüsterte — „nein — nicht dort hinein mehr -- nicht in den Sumpf.“

„In dieser Zeit kam seine Frau, die Adams endlich nach vieler Mühe glücklich aufgefunden hatte und das erste Wiedersehen der Gatten trieb uns Allen die Thränen in die Augen. Im Anfang kannte er sie allerdings gar nicht und horchte nur bei dem Klang ihrer Stimme auf; endlich schien aber doch die Erinnerung an sein früheres Leben immer mächtiger in ihm zu werden, nnd ehe weitere vier Wochen vergangen waren, konnten wir ihn als vollständig geheilt betrachten. Er sprach sogar über sein früheres wildes Leben und erinnerte sich daran, wie er sich damals verirrte und zuletzt geglaubt habe, er sei selber ein wildes Thier — ein Bär geworden.

„Aber in den Wald ging er nicht wieder. Wir glaubten, er würde seine alte Hütte wieder beziehen wollen, und erboten uns, ihm bei der Einrichtung zu helfen, aber nie, selbst nicht in unserer Begleitung, konnten wir ihn dazu bewegen, daß er auch nur für einen Augenblick den gebahnten Weg verließ. Er hatte eine so furchtbare Angst vor dem Verirren behalten, daß wir nicht wagen durften, ihn dazu zu drängen.

Leicht bewog ihn deßhalb seine Frau, mit ihr wieder über den Mississippi in dicht besiedelte Gegenden zu ziehen. Er trieb ordentlich selber dazu, nur aus dem Wald hinaus zu kommen, und schien nicht eher ruhig, bis er wirklich seine frühere Heimath, die Wildniß, verlassen hatte.

„Drei Jahre später mußte Boyd dort hinüber einer Erbschaft wegen, da seine Schwiegereltern gestorben waren. Der suchte Brady auf und konnte nicht genug von ihm erzählen, was für ein tüchtiger Farmer er geworden wäre. — Aber er ging nie mehr auf die Jagd außer innerhalb seiner Fenzen, um Waschbären und Eichhörnchen oder vielleicht einmal einen wilden Truthahn zu schießen. Er verließ sein Haus nie so weit, daß ers nicht mehr sehen konnte, mit einem Wort, er hatte eine solche Angst, sich wieder zu verirren, daß er nie mehr, selbst auf gebahnten Wegen, auch nur einen Spaziergang machte.“

Soweit erzählte mir der Jäger. Ich selber habe hie und da noch von anderen Waldmenschen gehört. So soll sich z. B. ein anderer in den Cash-Sümpfen aufgehalten haben, der aber in einem außergewöhnlich strengen Winter umgekommen sein muß; denn man hat nie wieder etwas von ihm gespürt. Jedenfalls waren dieß Alles aber nur unglückliche Menschen, die

sich im Walde verirrt und in der Todesangst, die sie dabei erfaßte, ihren Verstand verloren hatten. Im Walde lebten sie von da an wie die wilden Thiere selber, so lange sie sich nämlich am Leben erhalten konnten. Ihre Kleider zerrissen in den Dornen, aber ihre Haut härtete sich dafür ab, — bis sie eben den Entbehrungen und Mühseligkeiten ihrer Lebensweise erlagen.

Das sind die Waldmenschen Amerikas, und was der Volksmund dann von ungeheuren Fangzähnen, Bärenkrallen und glühenden Augen hinzugesetzt, ist eben nur ein Aberglaube und gehört, wie schon gesagt, zu den naturhistorischen Märchen, deren es leider gar viele giebt.

Kasuarjagd in Uruguay.

Im Monat Juli des Jahres 1861 war es, daß ich auf meiner Tour von Montevideo nach der brasilianischen Grenze ein kleines Städtchen, Cerro largo, passirte und dort die Diligence verließ, um ein paar Tage in der Nachbarschaft zu jagen.

Wir hatten eine Menge Wild, Rothwild sowohl wie Kasuare (den amerikanischen Strauß) am Wege gesehen, aber die Gelegenheit, dieselben unterwegs zu erlegen, war so gering gewesen, daß ich beschloß, den alten Marterkasten, der sich eine Diligence nannte, ruhig fahren zu lassen und die Zeit, bis die nächste Post wieder vorüberkam, zu benutzen, um nach aller Bequemlichkeit umherstreifen zu können. Brasilien erreichte ich ja doch noch zeitig genug, denn es lag kaum anderthalb Tagereisen von dort entfernt.

Um Mittag etwa hatten wir Cerro largo erreicht, und ein ziemlich ansehnliches Hotel für ein so kleines

Nest lieferte wenigstens wieder einmal eine anständige Mahlzeit nach den letzten Tagen, die wir genöthigt gewesen waren, in erbärmlichen Gauchohütten zu kampiren. Das Hotel besaß sogar ein Billard, und zwar genau ein solches — vollkommen neu und französische Arbeit, — wie ich sie schon an der ganzen Westküste Amerikas in Guajaquil, Panama, Callao, Lima, Chorillos, Valparaiso und Talcuhana, ja selbst auf dem Gipfel der Cordilleren in Cerro de Pasco in Peru getroffen hatte — ein Billard mit eingelegter Arbeit, theils in kriegerischen Emblemen bestehend, theils die Schlachten von der Alma und Sebastopol, ja selbst schon die neueren des italienischen Feldzugs darstellend.

Diese Billarde sind alle nach einer Schablone gemacht, und fast — vielleicht genau — nach einer Größe, aber praktisch zum Verpacken, d. h. zum Auseinandernehmen eingerichtet, denn nach Cerro de Pasco z. B. mußten sie über die 16,000 Fuß hohe Cordillere auf dem Rücken von Maulthieren hinübergeschafft werden. Und eben diese praktische Einrichtung sichert anderen Nationen jenen enormen Absatz in fernen Welttheilen, denn ebenso gut und billig könnte der Deutsche alle diese Waaren liefern, aber er weiß nur nicht sie zu verwerthen, und arbeitet viel lieber billig für den Spekulanten und quält sich und müht sich ab, nur um

nicht gezwungen zu sein, eines Schrittes Breite aus seiner altgewohnten Tretmühle hinauszuweichen und irgend eine neue Einrichtung in seiner Werkstätte zu treffen. Nur die Aufhebung des Zunftzwangs kann darin möglicherweise eine Aenderung herbeiführen, denn allein die Konkurrenz ist im Stande, den alten Schlendrian zu beseitigen.

Doch ich wollte ja hier gar nicht von französischen Billarden und deutschen Handwerkern und Zünften reden, sondern von amerikanischen Kasuaren und Jagdpartieen, und die beiden Dinge liegen doch eigentlich weit genug auseinander. Ich bekümmerte mich auch in der That nicht weiter um die übrige Einrichtung des Hauses, obgleich sie insofern einen angenehmen Eindruck auf mich machte, als das Ganze eine größere Reinlichkeit zu verrathen schien, wie man es sonst gewöhnlich in Südamerika, und besonders in solchen kleinen Städten findet. Noch während des Essens bestellte ich mir ein „gutes Pferd“, das ich drei Tage als mein Eigenthum betrachten konnte, erkundigte mich zugleich nach den besten Stellen, an denen ich hoffen durfte, das nächste Wild anzutreffen, und fand mich vier Uhr Nachmittags schon wieder im Sattel, und zwar einer etwa fünf Leguas entfernten Station entgegen reitend, in deren Nachbarschaft ich der Aus-

sage des Wirths wie einiger Gäste nach, Kasuare und Hirsche die Hülle und Fülle finden sollte.

Mein Pferd, ein etwas langbeiniger Brauner, schien vortrefflich — wie man denn überhaupt in diesen Ebenen gar nicht selten ausgezeichnete, wenn auch gewöhnlich ziemlich unansehnliche Pferde findet. Der Aussage des Wirthes nach war es auch an's Schießen gewöhnt und ein ganz brauchbares Jagdpferd. Dieser Versicherung traute ich aber nicht so recht, denn mein sogenanntes Jagdpferd hatte mir zu bewegliche Ohren, die es besonders bald vor- und bald zurücklegte, als ich mir im Sattel die Büchse in den Gurt einhakte. Doch das konnte ja auch Jagdeifer sein, und jedenfalls war ich schon aus dem Grunde gezwungen, dies Pferd zu nehmen, weil ich an dem Nachmittag schwerlich ein anderes gefunden hätte.

Hier mag ich am besten auch gleich ein paar Worte über das Einhaken der Büchse sagen, da es vielleicht späteren Reisenden, die eine Büchse bei sich führen und diese im Sattel oft unbequem finden würden, von Nutzen sein kann. Ich habe nämlich so ziemlich alle Arten ausprobirt, um ein schweres Gewehr (meine Doppelbüchse, ein Bock, wiegt ziemlich 12 Pfund) praktisch und zum Gebrauch stets bereit, im Sattel zu tragen. Auf dem Rücken geht das gar nicht, denn

bei scharfem Trab oder Galop muß man es fortwährend mit einer Hand halten, sonst schlägt es Pferd und Reiter wund, und der Riemen reißt auch wohl einmal; schnallt man aber noch einen Gurt um das Gewehr und die Hüften, so hat man es nie rasch bei der Hand, wenn es einmal plötzlich gebraucht werden soll.

Durch die Pampas damals, als ich von Buenos Ayres nach Valparaiso ritt, schnallte ich es mir einfach mit einem starken Riemen um die Hüfte, daß der Lauf am linken Oberschenkel hinab lag. Bei dem ewigen Galopiren aber brach ich zuletzt den eisernen Bügel ab; also auch das war unpraktisch. Auf dem Sattelknopf kann man es bei scharfem Reiten auch nicht liegen haben — außerdem ruinirt es den Sattel, und ist dort, wo Büsche im Wege stehen, vollends unausführbar.

Da ließ ich mir denn vor der letzten Reise nach Amerika einen kurzen, breiten und starken Riemen machen, der die beiden Läufe der Büchse gerade umschloß und dicht vor den Schlössern so fest als irgend möglich umgeschnallt wurde. Dieser Riemen darf aber nicht aus zu dickem Leder bestehen, denn er bleibt um die Büchse geschnallt auch beim Schuß, und es ist deßhalb nöthig, über ihn hin Visir und Korn völlig frei

zu haben. An diesem Riemen so fest als irgend möglich angenäht, befindet sich ein eiserner, breiter Haken, mit der Spitze der Büchsenmündung zugekehrt und so geschnallt, daß er an die rechte Seite der Büchse zu sitzen kommt.

Diesen Haken nun hängt man einfach in den Ledergurt, den man als Gürtel trägt, und die Büchse liegt dadurch fest am Körper, an der linken Seite, so daß man sie selbst beim Aufsteigen nicht anzurühren braucht. Einmal im Sattel aber, und selbst beim schärfsten Ritt, ruht sie auf dem linken Bein, während man sie nur leicht auszuheben braucht, um sie augenblicklich zum Gebrauch bereit zu halten. Um außerdem ganz unbehindert zu sein, hatte ich selbst meine Satteltasche zurückgelassen. Meine Munition, für drei Tage genügend, trug ich in der Kugeltasche, ein reines Hemd und ein paar Socken band ich mir um den Leib, und fort ging der Ritt in die Pampas hinein.

Allerdings hatte sich mir ein junger Bursche zum Begleiter angeboten, und zwar für den mäßigen Preis von zwei Dollars per Tag. Er versicherte auch, er sei ein ganz ausgezeichneter Jäger, habe nur kein Gewehr, und sein Pferd sei gerade lahm, ich könnte ja aber wohl ein anderes für ihn hier bekommen, und

eine Flinte wolle er sich auch schon verschaffen. Leider konnte ich von seinem gütigen Anerbieten keinen Gebrauch machen, denn ich wußte aus Erfahrung, wie lästig einem Jäger ein solcher Bursche werden mag. Auf der Pirsche muß man überdieß allein sein, wenn man einen Genuß davon haben will, und allein trabte ich denn auch bald in das sonnige, weite Land hinaus.

Der östliche Theil von Uruguay — denn nur diesen habe ich kennen lernen — besteht durchgängig aus flachem, d. h. wellenförmigem, unbewaldetem Land. Nur in den nördlichen, also nordöstlichen Strichen zeigen sich in den kleinen Thaleinschnitten — wenn man bloße Vertiefungen so nennen darf — inselgleiche Gebüschgruppen, aus denen nicht selten hochstämmige, schlanke Palmen emporragen und den Reisenden eigentlich überraschen. Uruguay ist nämlich nichts weniger als ein tropisches Land, denn mit seiner äußersten nordöstlichen Spitze schiebt es sich nur in den 31. Breitengrad hinein, und Cerro largo liegt etwa unter dem 35. In den Wintermonaten — und wir befanden uns gerade mitten in dieser Jahreszeit — deckt denn auch oft dichter, weißer Reif die Pampas, der die weiten Flächen wie beschneit erscheinen läßt, und kleine, oder doch stillstehende Lachen zeigen fingerdickes Eis. Dazu nehmen sich die schlanken Palmen

freilich wunderlich aus, wenigstens für das Auge eines Europäers, der mit dem Begriff von Palmen nicht gewohnt ist, Eis und Reif in Verbindung zu bringen. Selbst über Mittag war in dieser Zeit die Luft so kühl, daß man den Poncho beim langsamen Reiten recht gut vertragen konnte, und erst als ich in der Nähe von Cerro gar kein Wild sah und meinen Braunen ein wenig austraben ließ, nahm ich ihn ab und legte ihn vorn quer über den Sattel.

Ich passirte ein paar allerliebste Haciendas, d. h. allerliebst, soweit es ihre Lage in grünen Büschen betraf, zwischen denen die lichten Gebäude hervor schienen. Kommt man ihnen aber zu nahe, so findet man nichts weiter als leere, ungemüthliche Räume, Schmutz und Ungeziefer und faule lässige Bewohner, die nur allein dem lieben Gott die Sorge für ihr Leben überlassen. Die Natur thut Alles, solche Plätze mit ihren Reizen auszuschmücken — der Mensch gar nichts. Ich hatte hier aber auch nichts zu suchen und war überhaupt nicht ausgeritten, um bequem und wohnlich eingerichtete Haciendas zu finden, sondern Wild, und da sich das in dieser Nachbarschaft noch nicht zeigte, ritt ich eben weiter. Zwei Stunden mochte ich etwa im Sattel sein, als ich die ersten Kasuare, und zwar zur Linken, aber weit draußen in den Pampas entdeckte.

Ich folgte hier einem befahrenen Wege, der mich doch jedenfalls zu einer menschlichen Wohnung bringen mußte, und ließ mich deßhalb durch dieß erste Wild nicht aus meiner Richtung verlocken. Es genügte mir vor der Hand, daß ich wieder ein Jagdterrain erreicht hatte, und wo diese Thiere standen, gab es auch nachher noch mehr.

Die Sonne neigte sich schon zum Horizont, an dem ich, noch ziemlich weit von mir, einen einzelnen Rancho oder eine Gauchohütte erkennen konnte, als ich, gerade auf dem Gipfel einer jener wellenförmigen Erhöhungen angelangt, links von mir einen Trupp von elf oder zwölf Kasuaren entdeckte, und mitten zwischen ihnen, ein gar nicht so seltner Fall, äßte sich ein alt Thier mit seinem vorjährigen Sprößling. Nun wußte ich nur zu gut, wie wenig der Reisende oder Jäger in diesen einzeln gelegenen Ranchos erwarten darf, wenn er sich nicht selber seine Lebensmittel mitbringt, und die Gelegenheit war deßhalb viel zu verlockend, nicht eine Kugel auf das prächtige Schmalthier zu verwenden, das delikates Wildpret geben mußte.

Die Kasuare hatten mich allerdings schon gesehen, hoben die langen Hälse und drehten mir die klugen Augen zu; da ich aber meinen Kurs beibehielt

und nur ein klein wenig nach ihnen hinüberschnitt, um in Schußnähe zu kommen, wurden sie noch nicht flüchtig und folgten nur aufmerksam jeder meiner Bewegungen. Auch das Altthier hatte den Kopf gehoben und sicherte herüber. Da diese Thiere aber hier gar nicht verfolgt, ja kaum belästigt werden, und ihre langbeinigen Gefährten auch noch keine Unruhe zeigten, so äugte die Alte eine kurze Weile nach dem Pferd und äßte sich dann ruhig weiter.

Im Anreiten überlegte ich mir jetzt, was ich thun solle: vom Pferde schießen oder absteigen. Der Wirth hatte mich allerdings so fest versichert, daß ich vollkommen ruhig und unbesorgt aus dem Sattel schießen könne, und er habe es selber oft und oft von dem Rücken des nämlichen Thieres aus gethan, aber ich traute einer derartigen Wirthsversicherung nicht recht, denn was thut der Mensch nicht, um ein paar Dollars für die Miethe eines Pferdes zu bekommen? Stieg ich aber ab, und das Pferd scheute wirklich vor dem Schuß, so war Zehn gegen Eins zu wetten, daß es sich losriß und mit meinem Sattel in alle Weite ging, denn das Wild hätte mir keinesfalls Zeit gelassen, den Lasso zu zu lösen und zu befestigen.

Das Gescheideste blieb also jedenfalls, den Versuch zu machen und des Wirths Versicherung einmal

auf die Probe zu stellen. Wenn mein Brauner nur wenigstens stillstand, bis ich geschossen hatte, das Uebrige fand sich nachher von selber, und ich war doch jedenfalls „an Bord“. Indessen rückte ich dem Rudel Wild, das fortwährend Front gegen mich hielt, wie ich es passirte, immer ein wenig näher und mochte etwa auf 120 Schritte hinangekommen sein, als der Führer der Kasuare, ein alter, langbeiniger Gesell, Miene machte, das Weite zu suchen. Darauf durfte ich nicht warten. Ich zügelte meinen Braunen ein und hob die Büchse; er stand in der That baumfest, und nur sein linkes, dem Büchsenlauf zugedrehtes Ohr zuckte herüber und hinüber, während er das rechte scharf gegen das Wild zu gespitzt hielt. Er nahm jedenfalls mehr als nöthiges Interesse an der Jagd. Aber Zeit zum Ueberlegen blieb mir auch nicht; der Vorsicht halber — denn ich wußte nicht, was nach dem Schuß geschah — hatte ich nur ein Zündhütchen aufgesetzt, stach, zielte, und als ich das Schmalthier ordentlich auf das Korn bekam, drückte ich ab.

Getroffen hatt' ich, soviel war sicher; das schlanke Geschöpf zeichnete bei dem Schuß, aber weiter blieb mir auch keine Zeit etwas zu beobachten, denn ich konnte eben noch den Zügel auffassen, als mein Brauner auch mit allen Kräften ausgriff, und wie ein Pfeil

über die Pampas flog. Im ersten Moment glaubte ich, er ginge mit mir durch — und eigentlich war das auch wirklich der Fall und an Einhalten kein Gedanke — aber er hatte keineswegs vor dem Schuß gescheut, sondern setzte nur in vollem Carrière hinter den jetzt flüchtig davon gehenden Straußen drein, ohne sich um die beiden Stücke Wild, die sich links von den Kasuaren abschlugen, viel zu kümmern. Ich sah nur noch, daß das Schmalthier ein paar Mal stehen blieb, und dann wieder mühsam der Alten folgte, bis ich im nächsten Augenblick in eine der Mulden eintauchte, in der die langbeinigen Vögel dahinflohen.

Umsonst versuchte ich jetzt, meinen Braunen von der vollkommen nutzlosen Hetze hinter den flüchtigen Thieren her abzulenken, und ihn nach Links oder Rechts zu bringen. Gott bewahre. Er hielt das scharfe Gebiß zwischen den Zähnen und schien fest entschlossen, noch an diesem Abend mit dem Rudel Kasuare in irgend einem entlegenen Theile Uruguays zu Nacht zu speisen, so daß mir nichts Anderes übrig blieb, als ihn eben laufen zu lassen, bis er von selber müde wurde.

Höchst spaßhaft waren dabei die Kapriolen der so unfreiwillig gejagten Vögel, die mit den nutzlosen Flügeln wenigstens so viel als möglich Luft zu fangen

suchten, und Beine wie Hals dabei nach allen Seiten hinausschlenkerten. Aber allen Respect vor der Tragkraft und Gelenkigkeit dieser Beine, denn mein Thier flog wie der Wind über die Ebene, und doch war ich ihnen noch nicht näher gerückt; freilich hielt ich auch mit ihnen Schritt, und das schien meinen Braunen nur noch mehr anzufeuern. Allerdings führte ich einen Lasso am Sattel, aber seit ich mir den rechten Arm einmal in Deutschland aus der Kugel gefallen, bin ich nicht mehr im Stande ihn zu werfen, habe überhaupt nie eine große Geschicklichkeit darin besessen — wozu also die Hetze?

Endlich erreichten wir eines jener kleinen Dickichte, um welches die Kasuare herumflohen, daß sie uns wenigstens aus den Augen kamen. Jetzt lenkte ich mein Pferd auf die andere Seite desselben, und es gehorchte diesmal, weil es vielleicht glauben mochte, ich wollte den Verfolgten den Weg abschneiden. Wie ich den Braunen aber erst einmal so weit hatte, hielt ich seinen Kopf gerade auf das Dickicht zu. Das aber wäre mir beinahe übel bekommen, denn er schien große Lust zu haben, es richtig anzunehmen, und nur mit größter Mühe konnte ich ihn von der Tollheit abbringen. Ich wäre dort rettungslos in Dornranken und Gestrüpp hängen geblieben.

Zuletzt kam er zur Vernunft; er mochte auch wohl selber müde geworden sein; und ich war jetzt im Stande ihn dahin zu lenken, wohin ich ihn haben wollte. Langsam trabte ich nun den Weg zurück, den wir so geschwind hergekommen waren, und suchte vor allen Dingen die Stelle wieder zu finden, von wo aus ich das Schmalthier geschossen hatte. Noch ehe ich diese aber erreichte, sah ich rechts ein einzelnes Stück Wild auf der Höhe stehen. War das das Altthier, dann hatte sich das angeschossene Stück auch jedenfalls niedergethan. Rasch ritt ich darauf zu, und fand bald, daß ich mich nicht geirrt: mein Schmalthier lag verendet im Gras, und die Alte zog sich nur langsam und widerstrebend von der Stelle zurück. Sie blieb auch fortwährend in Schußnähe, aber ich dachte natürlich nicht daran sie zu erlegen, denn ich hatte Wildpret genug.

Um rasch fertig zu werden, schnitt ich dem Schmalthier nur die Keulen ab, denn ich wußte schon, daß ich das Wildpret doch allein verzehren mußte, da es die Gauchos nicht anrühren, und dann hatte ich auch an den beiden Keulen übrig genug. Freilich war es mir ein unangenehmes Gefühl, den verstümmelten Körper zurückzulassen, wo ich wußte, daß die Alte den Platz wieder aufsuchen würde, so wie ich ihn verlassen hatte; aber der Mensch ist ja nun einmal ein grausames Ge-

schöpf, und da er sich für den Herrn der Thierwelt hält, disponirt er über Alles, was er erreichen und bewältigen kann, als ob er auch eben so leicht im Stande wäre, das Vernichtete wieder zu erschaffen.

Von dieser Stelle aus konnte ich auch deutlich den schon vorher bemerkten Rancho erkennen und ritt jetzt langsam darauf zu, um mein Pferd wieder etwas abzukühlen. Mit Jagen durfte ich mich heute doch nicht mehr aufhalten, wenn ich nicht die Nacht im Freien zubringen wollte.

Was für ein trostloser Aufenthalt eine solche Gauchoshütte ist! und recht deutlich kann man dort erkennen, wie viel der Mensch gewöhnlich zum Leben braucht und wie wenig er eigentlich in Wirklichkeit braucht, mit wie wenig er auskommen kann. Ein solcher Rancho deckt denn auch mit seinem Dach einfach zwei Kolonien lebender Wesen: eine kleine von von Menschen und eine sehr bedeutende von Flöhen, denen die Letzteren eigentlich weit mehr Bequemlichkeiten haben als die Ersteren. Ein paar Bettgestelle, oft nur aus Lehmbänken bestehend, oder, wenn von Holz, mit Kuhhäuten überspannt, ein paar Sessel, ein Tisch und ein paar eiserne Töpfe und Schüsseln von irdenen Geschirr, das ist der ganze Hausrath, mit dem die Frau wirthschaften mag, wenn der Mann

draußen hinter seinem Vieh herreitet. Die Leute kennen und verlangen aber auch nicht mehr, und es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß sie sich nicht glücklich dabei fühlten.

Ich selber brauchte vor der Hand auch nicht mehr, da ich mir glücklicherweise meine Mahlzeit mitgebracht; denn zu essen gab es in dem Rancho, wie ich bald fand, gar nichts, etwas getrocknetes Kuhfleisch ausgenommen. Dann legte ich meinen Sattel in die eine Ecke als Kopfkissen, die Satteldecken als Matratze, den Poncho als Decke gebrauchend, und war so völlig bereit, bis zum nächsten Morgen die Flöhe zu füttern. Vorher aber unterhielt ich mich noch eine Weile mit dem Wirth, der etwas später eingetroffen war als ich, und erkundigte mich nach der Jagd in der Nachbarschaft.

Nun ist sonst die gewöhnliche Antwort, wenn man Jemanden in irgend einem fremden Welttheil nach dem Wildstand frägt: „Ja hier in der Gegend ist nicht viel, wenn Sie aber 20 oder 30 Meilen weiter da oder dorthin gehen, dann treffen Sie genug zum schießen." Ich war darauf auch vollständig vorbereitet, wurde aber sehr angenehm durch das Gegentheil überrascht, denn der junge Gaucho versicherte mir, venados (Hirsche) und avestruz (Kasuare) gäbe es hier herum gerade genug, wenn ich die etwa schießen wolle.

Sonst könne ich auch noch ein paar Leguas weiter zu Don Pablos' Estancia reiten — dort wären ebensoviel wie hier, vielleicht noch etwas mehr."

Das blieb mir dann immer; vor der Hand wollte ich also erst einmal versuchen, was in der Nachbarschaft zu machen war, und beschloß deßhalb, am nächsten Morgen zu einer Frühpirsche noch vor Tag aufzubrechen.

Die Richtung, die mir der junge Gaucho bezeichnete, und in der ich das meiste Wild treffen sollte, lag einem kleinen, etwa 800 Schritte von dort befindlichen Dickicht zu, aus dem sich die Leute ihr Feuerholz holten, und noch deckte am nächsten Morgen tiefe Dämmerung das Land, als ich jenes kleine, von einzelnen Palmen überragte Gebüsch, oder besser „Wäldchen", wie einen dunklen Schatten vor mir sah. — Allerdings lag dieses, wie alle derartigen Gehölze in der Nachbarschaft, ziemlich tief; hielt ich mich aber in dem Schatten seiner Ränder, so konnte ich wenigstens, sobald es hell wurde, die es rings umschließenden Abdachungen übersehen und mir dann eine Stelle aussuchen, an der ich mit gutem Wind in die Höhe pirschen mochte. Jedenfalls war es einen Versuch werth.

Die Dämmerung ist allerdings nur sehr kurz,

dennoch erreichte ich das gewünschte Versteck zur rechten Zeit, und ohne anscheinend irgend etwas gestört oder beunruhigt zu haben, drückte ich mich unter einen Busch und erwartete hier den vollen Tag mit dem Teleskop in der Hand und die Büchse schußfertig neben mir. Noch war es nicht ganz hell, als ich plötzlich über den mit ziemlich hohem und gelbem Gras bewachsenen Hang ein Stück Rothwild flüchtig und schräg daran niederspringen sah, dem, wie mir schien, ein Wildkalb folgte; ich konnte wenigstens deutlich einen ziemlich gleichfarbigen Körper, der aber kleiner zu sein schien, dahinter erkennen. Als das Altthier — für das ich es halten mußte —, ohne ein einziges Mal den Kopf zu wenden, über die offene Blöße eines kleinen ablaufenden Hügelstreifens fuhr, folgte ihm das, was ich für ein Kalb gehalten, nicht mehr. Hatte es sich gedrückt? — Es wäre doch sonderbar gewesen, wenn die Alte ihr Junges so sorglos sollte zurückgelassen haben. Kälber gab es eigentlich gar nicht mehr, nur Schmalthiere und Spießer, dafür war es mir aber zu niedrig vorgekommen. Doch was es auch gewesen, ich wartete vergebens auf sein Wiedererscheinen, und als die Wolken schon von der nahenden Sonne erglühten, und ich an den Hängen rings umher kein lebendes Wesen mehr erkennen konnte, beschloß ich, den nächsten

Hang hinauf zu pirschen, denn hier auf dem Anstand zu bleiben, kam mir doch etwas zu unsicher vor.

Vorsichtig schlich ich aufwärts, und nur erst ein kleines Stück am Hang hinauf wurde die Pirsche schon interessant, denn mit jedem Fußbreit, den ich höher stieg, bekam ich auch wieder ein neues Stück Terrain zu übersehen, auf dem überall Wild stehen konnte. Besonders der Kasuar will aber vorsichtig angepirscht sein, denn sein langer, dünner Hals mit dem Entenkopf, in dem ein paar Adleraugen sitzen, hat gewöhnlich den anschleichenden Jäger schon lange erspäht, wenn dieser seine Nähe noch nicht einmal ahnt und sich vollkommen unbemerkt glaubt. Glücklicherweise lagen oben an dem Hang zerstreut einzelne ziemlich große Felsblöcke, um welche die Winterregen das Erdreich wahrscheinlich abgewaschen hatten, und erst einmal in den Bereich dieser gelangt, konnte ich auch gedeckt den oberen Rand erreichen. Rasch pirschte ich mich an einen dieser Steine an, blieb einen Moment ruhig dahinter liegen, um erst wieder ordentlich zu Athem zu kommen, und hob dann den Kopf.

Ich erschrak ordentlich. Dicht und unmittelbar vor mir, nicht zehn Schritt, ach nicht sechs von mir entfernt, stand ein riesiger Kasuar, ein einzelnes Männchen, das sich entfernt von seinem Rudel äßte und so

sicher zu sein schien, daß es auch nicht ein einziges Mal den Kopf hob. Es kam mir ordentlich wie Mord vor, den Vogel auf die Distance todtzuschießen, ich hätte ihm ja mein Messer in den Körper werfen können — und sollte ich ihn laufen lassen? Ja; wenigstens wollte ich ihn in der Flucht schießen, denn auf die Entfernung konnte ich ihn ja doch nicht fehlen, und hatte dann auch Vergnügen von dem Schuß. Ich überlegte nicht lange, und sprang, die Büchse im Anschlag, hinter meinem Stein vor. Der Kasuar hielt noch den Kopf am Boden und pflückte sich das junge, erst kürzlich aufgeschossene Gras ab, aber zwischen seinen langen Beinen durch hatte er mich gesehen, oder doch wenigstens den dunklen Schatten eines Feindes bemerkt, und ohne den Kopf vorher in die Höhe und einen vollen Blick auf die drohende Gefahr zu werfen, schleuderte er auf einmal seine langen Beine hinten aus, und floh wie ein Rennpferd, gerade von mir fort, den Hang entlang.

Auf so eine rasche Flucht war ich allerdings nicht gefaßt gewesen, aber die Büchse fuhr fast unwillkürlich an den Backen; ich zielte aufmerksam und ruhig und drückte erst ab, als ich meines Zieles vollkommen sicher war. Mit dem Schuß sah ich die Federn abstieben, die ein frischer Ostwind nach links hinüber-

führte, und erwartete nun jede Secunde, den flüchtigen Vogel zusammenzucken und stürzen zu sehen. Meine Kugel hatte er doch jedenfalls bekommen, und was sollte ich eine zweite daran wenden? Blei war überhaupt in den Pampas gar nicht wieder zu bekommen. Aber er fiel nicht. Schon hob ich die Büchse zu einem zweiten Schuß; jetzt warf er die kurzen, ungelenkigen Flügel in die Höhe und fuhr auf die Seite — nun endlich, ich wußte doch, daß ich ihn nicht gefehlt hatte; aber noch einmal raffte er sich in die Höhe und jetzt — war er wie in den Boden hinein hinter einer Senkung des Hügels verschwunden.

Was ich laufen konnte, folgte ich ihm, um wenigstens den Platz zu merken, auf dem er zusammenbrechen würde — ja zusammenbrechen. Als ich den etwas höher gelegenen Punkt erreichte, erkannte ich meinen schon so sicher gehaltenen Kasuar in weiter, weiter Ferne und lange außer Schußbereich, noch immer in wilder Flucht, bis er endlich am Horizont stehen blieb, denn Kopf nach links und rechts hinüberdrehte und dann — ich konnte ihn mit meinem Teleskop so deutlich erkennen, als ob er wieder vor mir stand — ruhig zu äßen anfing. Ich ging jetzt auf den Anschuß zurück und fand auch nicht einen Tropfen Schweiß. Nur die Rückenfedern hatte ich ihm ab-,

also auf die kurze Distance zu hoch geschossen, und mein Kasuar war — noch einmal zu gebrauchen.

Einen besseren Beginn hätte ich mir nun schon für meine Morgenpirsche gewünscht, aber ich tröstete mich trotzdem mit dem Gedanken, daß ich den Kasuar ja vollkommen in meiner Gewalt gehabt, ich brauchte nur zuzulangen, aber es blieb doch immer nur eine unvollkommene Entschuldigung und etwa gerade dasselbe, als wenn ich einen Hasen im Lager treffe, ihn mit der Mütze hinauswerfe und nachher — fehle.

Mit der Untersuchung des Bodens beschäftigt, hatte ich, nachdem ich meinen abgeschossenen Lauf wieder geladen, wenig auf meine Umgebung oder die weiten Pampas geachtet, denn es giebt nichts Fataleres für einen Jäger, als ein Stück zu verlieren, auf das man geschossen. Erst aber einmal vollständig überzeugt, daß es verloren sei, nahm ich auch wieder mein Teleskop vor, als ich auf kaum 300 Schritte Entfernung, also schon fast in Schußnähe, ein volles Rudel Kasuare erkannte, das in scharfem Trabe über die Pampas und schnurstraks auf mich zukam. Sie mußten mich dabei gesehen haben, denn ich stand vollkommen auf der Höhe, und nun fiel mir ein, daß ich eine Weile dort gebückt umhergekrochen war, was die Aufmerksamkeit dieser neugierigsten aller Vögel jedenfalls auf sich

gelenkt hatte. Jetzt aber stand ich aufrecht, und plötzlich, auf etwa 250 Schritte, hielten sie und äugten, die Hälse alle lang erhoben, nach mir herüber. Fast unwillkürlich duckte ich mich in das Gras, aber dieß Verschwinden schien sie eher unruhiger zu machen als sicherer, denn sie kamen nicht mehr näher, sondern liefen auf der Stelle, an der sie sich gerade befanden, und wohin ein unbemerktes Anpirschen unmöglich gewesen wäre, auf und ab.

Jetzt fiel mir ein, was mir der alte Mayordomo, der Postkutscher, mit dem ich von Montevideo abgefahren war, gesagt hatte: daß der Strauß nämlich vor einem Menschen oder Pferd regelmäßig fliehe; sobald er aber etwas bemerke, über dessen Wesen er in Zweifel bliebe, sehr leicht herangelockt werden könne. Man brauche sich z. B. nur mit dem Rücken auf die Erde zu legen und mit den Beinen zu strampeln, und sie kämen gewiß. Das mit den Beinen strampeln schien mir nun freilich ein etwas zu gewagtes Experiment, obgleich es möglicherweise seinen Zweck auch erreicht hätte, aber ich machte etwas Anderes. Ich band mein Taschentuch oben zu einem Knopf um den Lauf meiner Büchse, so daß es eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Straußenhals und Kopf daran bekam, streckte mich dann lang auf der Erde aus und hob die Büchse

mit dem vermeintlichen Kopf daran in die Höhe, daß sie langsam hin- und herschwankte. Das half. Nur wenige Minuten hatte ich das Spiel getrieben und den Lauf auch einmal langsam in's Gras sinken lassen, als sich der Führer des Rudels wieder in Bewegung setzte, und jetzt zwar langsamer als vorher, aber doch wieder, von all' den Uebrigen gefolgt, gerade auf mich zukam.

Ich hatte mich, so gut das gehen wollte, hinter ein paar Büschel hohes Gras gedrückt; kam es doch auch weniger darauf an, meine Gestalt, als nur die bestimmten Umrisse derselben zu verbergen, denn daß etwas Lebendes dort sei, wußten die Thiere ja ohnedieß. Immer näher heran rückten die neugierigen Vögel, und während die Aeltesten des Trupps noch sichernd und aufmerksam die Köpfe hochhielten, schienen sich die Jüngeren gar nicht mehr um das zu bekümmern, was sie eigentlich hierhergeführt, denn sie spielten mitsammen und jagten sich untereinander um die Uebrigen her. Das Rudel war mir indessen auf etwa 70 oder 80 Schritte herangekommen, und da mir nach den Erfahrungen von heute Morgen gar nichts daran lag, sie zu nahe zu bekommen, so machte ich mich jetzt schußfertig. Das Tuch streifte ich sehr leicht von meinem Lauf, indem ich denselben nur auf den Gras-

büschel niederdrückte und etwas zurückzog. Schwieriger war es in dieser Lage zu schießen, denn ein so alter Jäger ich auch sein mag, und so ruhig ich gewöhnlich bin, das Herz wird einmal bei solchen Gelegenheiten klopfen, man mag dagegen thun, was man eben will. Fehlen mochte ich aber auch nicht noch einmal, und mich deshalb so weit emporrichtend, daß ich zum Knieen kam, nahm ich den ersten und größten der Kasuare auf's Korn und drückte ab.

Dießmal brach er mit dem Krach der Büchse zusammen, und wenn auch die ganze Gesellschaft bei dem Schuß einen, ich möchte fast sagen gemeinschaftlichen Satz machte und sich zum Fliehen wandte, so fehlte ihnen doch der Führer, der in wunderlichen Kapriolen umherzuckte, und unschlüssig und erschreckt blieben sie stehen. Meine zweite Kugel traf einen anderen ebenso sicher und die Verwirrung schien jetzt allgemein. Umschauend hatte ich aber, etwa 20 Schritte von da entfernt, einen großen Steinblock bemerkt der etwas weiter zurücklag, und dorthin lief ich jetzt, so rasch ich laufen konnte, um hinter dem Stein wieder unbemerkt laden zu können. Die Vögel waren auch wirklich so verdutzt über den plötzlichen Angriff und meine Erscheinung, daß sie sich fortwährend mit den sonderbarsten Kapriolen nur auf der einen Stelle herumdrehten und

immer die gestürzten Kameraden umkreisten. Auf mich achtete keiner von ihnen, bis ich jetzt mit einer sicheren Auflage auf dem Stein und völlig gedeckt wieder und wieder die todbringenden Kugeln versandte. Der dritte brach im Feuer zusammen, der vierte lief noch eine kurze Strecke, und mit dem floh jetzt das Rudel, dem es nun doch in der Nachbarschaft unheimlich werden mochte.

Als dieser aber krank wurde nud sich ebenfalls niederthat, blieben sie wieder bei ihm stehen und gaben mir nochmals Zeit zum Laden. So schoß ich den fünften und verwundete den sechsten, und das sehr arg mitgenommene Rudel floh jetzt mit dem kranken Kameraden steppein, so rasch sie die langen Beine trugen, und hielt auch nicht wieder an, so lange ich ihnen mit den Augen folgen konnte.

Fünf hatte ich auf der Decke, und sobald ich wieder geladen, ging ich daran, ihnen die Flügel abzuschneiden, denn das ist das Einzige, was sich von diesen Thieren benützen läßt. Fleisch haben sie gar nicht, außer eine unbedeutende Kleinigkeit an den Flügelknochen, da dort nur schwache Sehnen sitzen. Das Fleisch der Schenkel dagegen ist so von Muskeln und Sehnen durchzogen, daß es, selbst bei jungen Thieren, ungenießbar bleibt, oder doch wenigstens nur im

größten Nothfall gegessen wird. Auf dem Brustknochen sitzt, eine dünne Fettschicht ausgenommen, gar nichts.

Die Flügel hatte ich bald beisammen und schnürte die zehn Stücke mit einem dünnen Streifen roher Haut aneinander. Nun war mir gesagt worden, daß die Gauchos auch sehr oft die Haut des Halses abstreifen, die außerordentlich zähe, ja in der That unzerreißbare Geldtaschen geben soll, und ich beschloß mir eine mitzunehmen. Wie ich aber daran ging diese abzustreifen, fiel mir ein, ob sich ein wirklicher Straußenhals nicht noch zu besserer Maske sollte verwerthen lassen, als mein Büchsenlauf. Jedenfalls war es einen Versuch werth, und zu diesem Zweck mußte ich dann auch den Kopf daran lassen. Dazu brauchte ich freilich auch einen Stecken, der aber leicht in dem nicht entfernten Gebüsch zu schneiden war; und also ausgerüstet brach ich jetzt quer durch das kleine Dickicht durch, um die Höhe an der andern Seite desselben zu ersteigen. Auf dieser Seite war doch kein Wild mehr; wenigstens konnte ich nichts mehr erkennen.

Wie ich mitten in den Büschen drin stak, denn ich hatte das kleine Waldfleckchen gar nicht für so dicht gehalten, hörte ich plötzlich in dem Gestrüpp etwas rascheln und davon springen und sah auch einen röth-

lichen Schein, konnte aber nicht erkennen, was es gewesen sein mochte, hielt es aber jedenfalls für ein Stück Wild, das sich hier niedergethan hatte. Ich suchte aber nicht weiter darnach, denn dessen gab es auch noch draußen in der Ebene genug.

Die nächste Höhe stieg ich jetzt hinan, sah aber keine Kasuare mehr, als ein kleines Rudel in ziemlich weiter Ferne, das flüchtig nach rechts hinüber ging. Bald darauf tauchte dort ein Reiter auf, der sie jedenfalls verscheucht hatte, sich aber nicht weiter um sie kümmerte. Die wunderliche Gesellschaft schien auch eben nicht in besonderer Eile, denn durch mein Teleskop konnte ich deutlich erkennen, wie sie mit einander spielten, sich herüber und hinüber jagten und die ungeschickten Flügel hin und herwarfen, was ihnen ein sonderbares Aussehen gab. Daß diese ihre Flucht nicht lange fortsetzten, war sicher, und ich bog deshalb rechts in eine kleine Vertiefung, eine Art Thal ab, um ihnen ein Stück vor und sie dann vielleicht zum Schuß zn bekommen.

Eine halbe Stunde mochte ich in diesem Thaleinschnitt — wenn man die Vertiefungen des wellenförmigen Bodens so nennen darf — fortgeschritten sein, ehe ich wieder der Höhe zuhielt, in deren Nähe ich sie vermuthete. Als ich diese aber erreichte, fand ich, daß

sie noch viel weiter entfernt waren als ich gedacht, und zwar äßten sie sich dort drüben auf einer Art von Hochebene, auf der kein einziger Stein lag, kein einziger Busch stand, hinter dem man möglicherweise hätte verdeckt ankommen können.

Da bekam ich also gleich einmal Gelegenheit, mein neues Experiment mit dem Straußenhals und den Federn zu versuchen, und ging denn auch ohne Säumen daran.

Ehe ich mich den Vögeln zeigte, hing ich die Flügel der erlegten Thiere so gut es gehen wollte um meine Schultern, daß sie mich ziemlich verdeckten und von dem Wind doch ein wenig gehoben werden konnten, was nur noch natürlicher aussah. Die Büchse nahm ich schußfertig unter den Arm, den Stock mit dem präparirten Straußenkopf in die linke Hand, daß er noch ein Stück über meinen Kopf hinausragte, und etwas gebückt erstieg ich jetzt die letzte Höhe und schritt dann, als ob ich von dem Rudel gar keine Notiz nähme, langsam und schräg an ihnen hin.

Es dauerte nur sehr kurze Zeit, so hatten sie mich erspäht. Sie hörten auf sich zu äsen, liefen unruhig hin und her, standen dann still und äugten alle nach mir herüber. Der Wind wehte von ihnen zu mir herüber und ich brauchte also nicht zu fürchten, daß der

mich verrathen würde. Wenn ich aber darauf rechnete, daß die Vögel zu mir kommen sollten, so sah ich mich darin bald getäuscht. Sie blieben an ihrer Stelle, meine Maske mußte aber vortrefflich sein, denn Furcht schienen sie gar nicht zu haben, und nach wenigen Minuten setzten sie ihre frühere Beschäftigung fort.

Jetzt blieb mir nichts weiter übrig, als zu ihnen zu gehen, aber ich durfte nicht gerade auf sie zu halten, denn das läßt sich kein Wild gefallen, und mußte, so gut das anging, gegen sie auflaviren. Ich suchte dabei die Bewegungen der Kasuare soviel als möglich nachzuahmen, bog, aber immer nur gegen sie gewandt, den falschen Kopf wie zum Aesen nieder, denn im Profil wäre der Hals etwas zu steif gewesen, hielt manchmal ein paar Minuten auf einer Stelle und setzte dann in aller Ruhe meinen Weg fort. Es ging dies allerdings sehr langsam, aber ich kam doch allmählig ein Stück näher, ohne daß die Vögel bis jetzt die geringste Furcht zeigten. Sie hielten mich jedenfalls für einen ihres Geschlechts, der sich hier einzeln in den Pampas herumtrieb, und daß er dabei ein wenig näher kam, konnte sie nicht gut beunruhigen.

Sehr zu meinen Gunsten war es, daß zufällig in dieser Zeit der Reiter, den ich vorher bemerkt und der wahrscheinlich Pferde oder Rinder suchte, an

der anderen Seite des Rudels wieder zum Vorschein kam. Was kümmerten den die Strauße. Diese aber wenn er auch weit entfernt blieb, behielten ihn doch im Auge, und drehten immer einmal wieder die Köpfe nach ihm.

So mochte ich auf etwa 200 Schritte hinangekommen sein, als ihnen meine eigentlich unstraußenmäßige Gestalt doch wohl auffiel. Jedenfalls hielten sie mich für einen fremden Besuch — für ein Exemplar vielleicht eines verwandten Geschlechts mit ausnahmsweise dicken Beinen und breitem, hohem Rücken. Sie liefen zusammen, blieben auf dem einen Trupp und reckten jetzt Alle, da der Reiter von ihnen fortritt und mehr und mehr am Horizont verschwand, die Hälse nach mir herüber. Mir blieb indeß nichts weiter übrig, als meine Rolle fortzuspielen, so lange es eben gehen mochte; jedenfalls hatte ich schon jetzt einen prachtvollen Schuß auf das zusammengedrängte Rudel, wäre aber dann wohl nicht mehr mit dem zweiten Lauf angekommen. Ungerupft ließ ich sie aber keinenfalls mehr fort.

Soviel wußte ich übrigens, daß mir keine lange Zeit mehr blieb, denn einmal erst wirklich Verdacht geschöpft, und wie der Wind wären sie über die Steppe geflohen. Deßhalb ihnen ein klein wenig näher haltend,

oder, wie die Seeleute sagen würden, ein paar Striche aufluvend, that ich immer noch, als ob ich an ihnen vorüberschneiden wollte, und hielt erst etwa 100 Schritt von ihnen. Verstellung war jetzt nicht mehr nöthig, und da ich drei von ihnen in einer Linie hatte, zielte ich rasch und feuerte. Hei! wie das zwischen sie hineinfuhr!

Einer stürzte unmittelbar, aber den zweiten dahinter hatte ich, wie sich später auswieß, zu hoch bekommen, und in seinen Fährten herumfliegend, gab er Fersengeld. Natürlich folgte ihm, wie sie es jedesmal machen, das ganze Rudel, und ich schoß jetzt, ein wenig zu hitzig dahinterher, auf einen einzelnen. Sonderbarerweise schnitt diesem aber die Kugel den rechten Flügel so ab, daß er nur noch an einigen Fasern hing und natürlich nicht mehr gebraucht werden konnte. Die Vögel aber verwenden ihre Flügel, wenn sie sich auch nicht wirklich mit ihnen vom Boden heben können, doch sehr bedeutend, um im Lauf theils ihr Gleichgewicht zu halten, theils auch wie mit Rudern die Luft mit ihnen zurückzuschlagen. Der Verwundete konnte das aber nicht mehr auf der rechten Seite, und während er sich seines Verlustes noch nicht klar bewußt schien und mit unverminderter Kraft auf der linken Seite arbeitete, warf es ihn jedesmal nach

rechts herum, daß er über seine eigenen Beine stolperte und bald weit hinter seinen übrigen Gefährten zurückblieb.

Hätte ich ein gutes Pferd gehabt, ich würde ihn mit leichter Mühe eingeholt haben, so aber konnte ich nichts weiter thun, als hinter ihm drein schauen, und über seine wunderlichen Kapriolen lachen. Etwa 400 Schritt vom Anschuß brach der von der ersten Kugel noch verwundete Vogel zusammen, und die Uebrigen hielten ebenfalls und kehrten zu ihm zurück. Aber die Pampas waren hier zu offen; ich konnte nirgends gedeckt ankommen, und wenn ich auch die Federn und den Straußenhals wieder aufnahm, ließen sie sich das doch nicht zweimal gefallen. Eine Weile starrten sie mich allerdings wieder an, aber auf etwa 300 Schritte gefiel ihnen meine Nähe nicht mehr, und fort ging die Hetze bis in die blaue Ferne hinaus.

Die Sonne war indessen zu hoch gerückt, und mit sieben Paar Flügeln als Beute, hielt ich es für besser nach dem Rancho zurückzukehren und dort meine Siesta zu halten. Aber die Leute erstaunten nicht wenig, als ich mit einer solchen Ladung Federn ankam, — hatten sie doch, wie sie mir einstanden, gar nicht geglaubt, daß ich auch nur einen einzigen erlegen würde.

Den Mittag verbrachte ich bei einem guten Stück

Wildpret und einer Flasche delicatem Lisboa-Wein, wegen dessen ich einen Gauchoburschen ganz besonders nach der Stadt geschickt hatte, und beschloß, an diesem Abend meinen Pirschgang nach einer andern Seite hin zu wiederholen.

Beute machte ich an diesem Abend allerdings nicht, denn den Pirschgang verdarb mir einer der kleinen Pampashirsche, aber doch hatte ich fast mehr Vergnügen dabei, wie an dem Morgen, wo ich die sieben Kasuare erlegte.

Diese Hirsche sind nämlich ungenießbar, da sie das ganze Jahr über, Gott weiß aus welchem Grunde, einen höchst fatalen und scharfen Brunftgeruch haben, der schon auf einige Schritte Entfernung deutlich bemerkbar ist, und in unmittelbarer Nähe ganz unerträglich wird. Das ist auch die Ursache, weßhalb es soviel Rothwild in den Pampas giebt, denn die Bewohner derselben ekeln sich vor dem, überdies dunkler als Rindfleisch aussehenden Wildpret. Und doch sind die weiblichen und jungen Thiere ganz ausgezeichnet von Geschmack. An diesem Hirsch nun pirschte ich mich, durch einen Felsblock gedeckt, an; aber was half es mir, ihn zu erlegen? denn benutzen hätte ich ihn doch nicht können, und ich bin nie ein Freund von einfachem Todschießen gewesen. Ich begnügte mich

deßhalb damit, ihn zu beobachten, und fand die Zeit, die ich darauf verwandte, wahrlich reichlich belohnt.

Es giebt nichts Graziöseres in der Welt, wie ein Stück Wild in der Freiheit, und sich vollkommen sicher fühlend. Jede Stellung ist ein Bild, jede Bewegung entzückend, und ich konnte mich nicht satt sehen an dem prächtigen Thier. Als ich ihn zuerst endeckte, saß er auf seinem Bett zwischen ein paar Grasbüscheln und leckte sich den einen Hinterlauf, den Kopf dabei von mir abgedreht. Die Bewegung des auf und niedergehenden übrigens sehr geringen Geweihes hatte mich zuerst aufmerksam auf ihn gemacht. Alle diese Geweihe sind Sechsender, aber niedrig und dünn im Gestänge, auch nur wenig geperlt. Der Hirsch selber ist aber in seiner Gestalt schlank und zierlich, wenn auch nicht so zierlich gebaut wie sein entfernter Verwandter in Nordamerika, der virginische Hirsch, der, wie bekannt, das Geweih nach vorn gebogen, sonst aber auch gewöhnlich nur sechs Enden trägt.

Nicht zehn Minuten hatte ich aber meinen Blick auf ihn geheftet gehalten, als er den Kopf hob und sicherte. Er konnte mich weder gehört noch gesehen haben, denn ich kauerte, vollständig gedeckt, mit vortrefflichem Wind etwa 80 Schritte von ihm entfernt, hinter dem ausgezackten grauen Stein; war es der fremde Blick,

unter dem der sich unbehaglich fühlte? Wir haben ja ganz ähnliche Beispiele bei den Menschen, weßhalb sollte das Thier der Wildniß mit seinen viel schärferen Sinnen weniger empfänglich für einen solchen noch unerklärten Einfluß sein?

Der Hirsch hörte auf sich sauber zu machen — es kam ihm nicht Alles so vor, wie es sein sollte. Aufstehend äugte er scharf umher, und sein Blick haftete besonders lang an dem Stein, der mich verbarg; aber ich rührte und regte mich nicht und schloß nun die Augen, daß mich nicht vielleicht der Glanz derselben verriethe, eigentlich auch mit der nicht recht bestimmten Idee, dadurch, daß ich meinen Blick von dem Wild nahm, das Gefühl der Unsicherheit von ihm zu nehmen. Es schien das auch wirklich zu helfen, wenigstens beruhigte sich der Hirsch wieder vollkommen. Der Luftzug hatte nichts Verdächtiges zugetragen, zu sehen war ebenfalls nichts, und er fing an sich auf der Pampas zu äsen.

Aber es schmeckte ihm noch nicht recht — stand auch eigentlich sehr wenig Gras auf der dürren, trockenen Steppe — er dehnte und reckte sich, und streckte erst den rechten, dann den linken Hinterlauf lang aus, und bog den schönen Kopf ein paar Mal auf und nieder, wie um die Gelenke zu probiren und geschmeidig

zu halten. Jetzt endlich fing er an seiner Nahrung nachzugehen — aber nicht lange, wieder überkam ihn das Bewußtsein einer Gefahr, deren Existenz er auch an der ganz richtigen Stelle ahnte. Gegen den Wind hin brauchte er nichts zu fürchten, davon hatte er sich lange überzeugt; denn einen Feind, der von dort an ihn anschleichen wollte, würde er rasch gewittert und gemieden haben; das aber, worüber er sich nicht sicher fühlte, lag mit dem Wind, und wenn er auch gerade nichts entdecken konnte, was ihn zu augenblicklicher Flucht trieb, drängte es ihn doch davon fort, und er begann langsam und noch immer vertraut gegen den Wind aufzuziehen.

Ich ließ ihn ruhig gewähren, und erst, als er sich auf etwa 300 Schritte entfernt hatte, und nun, durch nichts mehr gestört, wieder zu äsen anfing, zog ich mein Teleskop aus, legte es auf den Felsen und beobachtete das schöne, zierliche Wild auch in dieser Entfernung, als ob ich es dicht und unmittelbar vor mir hätte.

So mochte ich wohl eine gute halbe Stunde gestanden haben, als der Hirsch, der bis jetzt nicht das geringste Zeichen von Unruhe gegeben, plötzlich den Kopf in die Höhe warf, gerade nach mir hinüber sicherte, und als er so ein paar Sekunden gestanden, mit dem rechten

Vorderlauf wie ungeduldig und zornig den Boden schlug. Im ersten Augenblicke konnte ich mir nicht denken, was den Hirsch jetzt gestört haben mochte; denn der Wind hatte nicht umgeschlagen und ich selber mich so wenig gerührt, wie der Stein, gegen den ich lehnte. Kam vielleicht hinter mir etwas heran, was jener bemerkt haben konnte?

Ich duckte mich hinter den Stein und sah zurück, aber nichts Lebendes ließ sich erkennen, so weit das Auge reichte, ein Paar große braune Geier ausgenommen die sogenannten „brasilianischen Adler", die langsam über der Pampas ihre Kreise zogen. Wieder hob ich mich jetzt, und noch viel vorsichtiger als vorher, über den Stein, und wieder schreckte der Hirsch, stampfte wieder den Boden und schien merkwürdig aufgeregt. Jetzt erst fiel mir ein, daß das Sonnenlicht auf mein Glas fiel, und das Wild wahrscheinlich den blitzenden Strahl desselben bemerkt haben mußte. Versuchsweise ließ ich das Glas ein wenig in der Sonne herüber und hinüber spielen, und bald zeigte es sich, daß ich mich nicht geirrt. Wieder und wieder hob mein alter Freund da drüben den Kopf rasch und scheu in die Höhe, drehte sich bald nach rechts, bald nach links, stampfte wieder und schien auf das Aeußerste ungehalten. Aber er wurde nicht flüchtig, wie ich

Anfangs erwartet hatte; ja, als ich mein Spiel mit dem blitzenden Glas fortsetzte, kam er plötzlich ganz entschieden und direkt auf mich zu. Er war neugierig geworden und wollte sich jetzt selber überzeugen, was dort drüben stecke.

Anfangs glaubte ich, er würde nur ein paar Schritte thun und dann flüchtig werden; aber bewahre! Langsam aber stet kam er heran, den Kopf hoch und sichernd gehoben, die Vorderläufe bei jedem Schritt wie prüfend weit ausgestreckt, bis er sich mir auf etwa 20 Gänge genähert hatte. Dort hielt er zum ersten Mal. Noch versuchte ich immer das Glas, denn ich hoffte jetzt, ich würde ihn noch näher bringen, aber er traute nicht mehr; und als ich endlich bemerkte, daß er sich halb abwandte, gedachte ich ihn wenigstens auf den Trab zu bringen und für das nächste Mal vorsichtiger zu machen. Ich sprang also rasch und den Hut schwenkend hinter meinem Stein vor und auf ihn los, und einen prachtvollen Satz machte er, wie er mich so plötzlich und dicht vor sich erblickte, auf die Seite, und flog dann, wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil, über die Pampas gerade von mir fort, aber auch nicht sehr weit. Er mochte kaum 400 Schritte gelaufen sein, als er wieder hielt, zurück äugte, und keine Ge-

fahr weiter bemerkend, langsam und ruhig weiter zog.

Diese Thiere wissen ordentlich, das ihnen Niemand nachstellt, und sie machen es gerade so wie jener Librian in Wien, dem man sein wüstes Leben vorhielt und ihm bemerkte, er würde nicht einmal so viel hinterlassen, um sein Begräbniß zu bezahlen — „sie verlassen sich auf's Stinken".

An dem Abend bekam ich weiter nichts zum Schuß. Allerdings sah ich noch zweimal ein paar kleine Rudel Strauße, aber sie waren zu weit entfernt und zogen auch noch außerdem von mir fort, daß das jedenfalls ein langer, mühseliger, und außerdem vollkommen nutzloser Marsch gewesen wäre.

Am nächsten Tage erlegte ich fünf Kasuare und fehlte drei, hatte dafür aber auch die Freude, unter den fünfen eine Doublette in voller Flucht zu machen. Abends mußte ich aber auch wieder daran denken ein Stück Wild zu schießen, denn mein alter Gaucho, bei dem ich kampirte, hatte Besuch bekommen: zwei Brasilianer von Yaguaron, die herübergekommen waren, um Vieh zu kaufen. Diese brachten aber das Vorurtheil gegen gutes Wildpret nicht mit und ließen sich mein Schmalthier so vortrefflich schmecken, daß ich neuen Vorrath einlegen mußte, wenn ich mich nicht

dazu verstehen wollte getrocknetes Kuhfleisch zu verzehren, was nie meine Leidenschaft gewesen ist. Wild gab es übrigens genug, und ich brauchte wahrlich nicht lange darnach zu suchen.

Um drei Uhr Nachmittags etwa traf ich ein kleines Rudel von fünf Stück mit einem jungen Gablerhirsch dazwischen, es war jedenfalls eine Familie, und durch das Terrain begünstigt gelang es mir, mich bis in Schußnähe anzupirschen. Ich schoß wieder ein Schmalthier, das aber noch nach dem Schusse flüchtig wurde und direkt jenem kleinen Dickicht zufloh, von dem aus ich am ersten Morgen meine Kasuarjagd begonnen. Glücklicherweise wurde es noch krank, ehe es die Büsche erreichen konnte, und da ich die Stelle von Weitem ziemlich genau sehen konnte, wo es sich niederthat, folgte ich ihm jetzt gar nicht, sondern ging direkt nach dem Rancho zurück, um dort mein Pferd zu holen und die Beute damit zum Haus zu schaffen. Das Rothwild ist ziemlich gering in den Pampas, ich hatte ab.r doch keine Lust, das erlegte Stück auf den Schultern bis zum Haus zu tragen.

Am Rancho angekommen, dauerte es immer einige Zeit, bis ich mein Pferd mit Hülfe der Gauchos einfangen konnte. Es war draußen in den Pampas bei den anderen Thieren und schien nicht die geringste Lust

zu haben, sich heute noch zu irgend einer Arbeit verwenden zu lassen. Endlich bekamen wir es, aber es ging schon gegen Abend, und ich behielt kaum noch Zeit, wieder hinauszureiten und das erlegte Stück zum Haus zu holen. Um nicht beim Reiten behindert zu sein, ließ ich auch meine ziemlich schwere Doppelbüchse zurück, denn jagen wollte ich ja doch heute Abend nicht mehr. Nur ein paar Streifen roher Haut nahm ich mit und die Bolas, die ich noch mit aus den chilenischen Cordilleren gebracht und eher werfen konnte wie einen Lasso; der Arm braucht bei dem Wurf derselben nicht so gedreht zu werden. Mein altes, treues Bowiemesser, das ich nun schon seit dem Jahre 1841 führe, trug ich natürlich wie immer an der Seite.

Das Stück Wild hatte sich an der anderen Seite des kleinen Dickichts, vom Hause ab gerechnet, niedergethan, und nach dem, wie es sich auf der Flucht benommen, glaubte ich es sicher verendet zu finden. Der Platz selber war auch nicht gut zu verfehlen; denn bei dem offenen Terrain konnte man, besonders vom Sattel aus, eine weite Strecke übersehen, wo dann das dunkle Wild in dem gelben Gras auffällig genug bleiben mußte.

Von Haus ab ließ ich mein Thier tüchtig austraben, sobald ich aber das Dickicht selber erreichte,

zügelte ich ein und ritt langsam. Es war ja doch möglich, daß mein angeschossenes Stück noch einmal aufstand, und da wollte ich vorher jedenfalls rekognosciren, um es nicht unnöthigerweise scheu und flüchtig zu machen. Der Jäger weiß, daß es sonst noch manchmal eine lange Hetze giebt. Wie ich das Dickicht aber langsam umritt, sah ich den dunklen Körper drüben am anderen Hang schon auf dem lichten Untergrunde liegen, lenkte also, um so wenig Zeit als möglich zu verlieren, nach den Büschen hinunter, umritt diese, und trabte dann schräg am anderen Hang hinauf.

Von unten konnte ich das verendete Stück jetzt allerdings noch nicht erkennen, aber die Entfernung bis zu der Stelle, wo es lag, von da aus, wo ich mich jetzt befand, betrug sicher kaum noch 60 Schritte, als ich plötzlich einen dunklen Körper sich aus dem Gras heben und davoneilen sah. — War das mein angeschossenes Stück? — aber es floh nicht in Sätzen, wie es das Rothwild stets thut, und was konnte es dann sein?

Fast unwillkürlich gab ich meinem Thiere die Hacken, denn ich mußte jedenfalls sehen, was aus dem flüchtigen Stück wurde und wo es blieb, und das konnte ich nur von der Höhe. Mein Brauner griff tüchtig aus, und bald hatte ich den oberen Kamm

erreicht. Dort aber lag ausgestreckt und von irgend einem wilden Thiere angerissen mein waidwund geschossenes Stück, und vor mir, durch das gelbe Gras der Pampas floh — ich bohrte meinem Thiere die Hacken in die Seite, daß es hinten ausfeuerte — ein Puma, den ich von seinem Schlupfwinkel, dem Dickicht, abgeschnitten hatte.

Und fort ging die Hetze. Was kümmerte mich jetzt das erlegte Stück; ich dachte nicht einmal daran, daß ich gar keine Büchse bei mir führte, und mein wackerer Brauner ging förmlich mit mir durch. Wohl hatte ich schon früher davon gehört, daß Pumas (der sogenannte amerikanische Löwe und eine starke Pantherart) dann und wann in den Pampas vorkommen, aber voraussichtlich nicht darauf gerechnet, einem von ihnen zu begegnen; denn man kann monatelang solche Stellen, auf denen sich wilde Thiere befinden, absuchen, ohne sie in Sicht zu bekommen. Wenn man sie nicht mit einer zahlreichen Meute von Hunden aufstöbert, ist es immer nur ein Zufall, der sie dem Jäger in den Weg führt, denn mit den schärfsten Sinnen begabt, wissen sie ihm stets auszuweichen, ehe er ihnen nahen kann.

Mein Pferd, das die beiden letzten Tage ordentlich ausgeruht, war wacker auf den Füßen und nahm, wie

es schien, selber Interesse an der Hetze. Wir flogen nur so über die Pampas, und immer näher kamen wir, wie es mir schien, der braunen geschmeidigen Gestalt des Raubthiers, das jetzt in langen aber niederen Sätzen über den Boden dahin schnellte — und keine Büchse, mit der ich doch vielleicht, selbst im Galop, das Thier hätte verwunden können, wenn ich im Stande war an seine Seite zu kommen!

Das Einzige blieben die Bolas. Wenn ich auch keine große Uebung im Gebrauch derselben hatte, war es doch wenigstens etwas, und ein glücklicher Wurf konnte vielleicht die Bestie in meine Gewalt bringen, daß ich im Stande war, ihr mit dem Messer beizukommen. Wer denkt denn in einem solchen Augenblick an die Gefahr?

Fast mechanisch löste ich die Bolas vom Gürtel, denn mein Pferd brauchte ich gar nicht zu lenken, es folgte jeder Bewegung des kaum noch 80 Schritte vor mir dahinspringenden Raubthiers, ja, schnitt ihm sogar aus freien Stücken den Weg ab, wo es einen Bogen machen wollte, um wahrscheinlich zu seinem alten Versteck, dem Dickicht, zurückzubrechen. Endlich gab es aber diesen Versuch auf und schnitt gerade wie ein Pfeil durch die Pampas, die sich hier zu einer weiten, grenzenlosen Ebene auszudehnen

schien — aber der Puma kannte das Terrain besser als ich.

Augenscheinlich gewann ich an ihn, und je näher ich kam, desto größere Anstrengungen machte auch mein Brauner, um die Hetze zu gewinnen. Ich konnte kaum noch 50 Schritte von der flüchtigen Bestie entfernt sein, als sie plötzlich anhielt; schärfer bohrte ich meinem Thiere die Hacken ein — in 10 Sekunden wußte ich sie erreicht haben. Da verschwand sie wie in den Boden hinein mit einem Satz, und als ich gleich darauf denselben Punkt erreichte, fand ich, daß der Boden hier — was ich von weiter zurück nicht hatte erkennen können — schräg abfiel und eine Art Rinne bildete, in der ein kleines, mit Büschen bewachsenes Steppenwasser hinrieselte. Eben sah ich noch, wie einen dunklen Schatten, die schmächtige Gestalt des Puma in die nächsten niederen Büsche hineintauchen — dann war er verschwunden. — Eine weitere Verfolgung hier wäre Thorheit gewesen, mit Mühe warf ich nur mein Thier herum, daß es wenigstens mit mir den Rand der Anhöhe hielt, bis ich es einzügeln konnte, denn den ziemlich steilen Hang hinab hätte ich nicht wagen dürfen zu galoppiren, da alle diese südamerikanischen Sättel keine Schwanzriemen haben. In dem Gebüsch da unten wäre ich außerdem nicht im Stande

gewesen, mit dem Panther Distanz zu halten, oder nur zu bestimmen, nach welcher Richtung er sich gewandt.

Für heute war er durch, das ließ sich nicht läugnen, aber morgen früh, dazu war ich fest entschlossen, wollte ich meine sämmtlichen Gauchos mit ihren Lassos und Hunden aufbieten, und dann ließ sich doch hoffen, daß wir uns den Burschen noch in etwas größerer Nähe besehen konnten. Ich hatte meinen Braunen jetzt wieder in der Gewalt, und wenn er auch noch ein paar Mal die Ohren spitzte und nach der Richtung hin den Kopf drehte, wo er seinen Feind wußte, gehorchte er doch dem Zügel. Ueberhaupt war es spät geworden und die Sonne kaum noch eine Viertelstunde über dem Horizont.

Glücklicher Weise hatten wir uns dadurch, daß der Puma anfangs immer wieder zu seinem Versteck zurückzukehren suchte, nicht weit von dem Dickicht entfernt. Ich konnte es wenigstens gleich nach Sonnenuntergang erreichen und meine Beute noch bei Tageslicht aufladen. Allerdings wollte mir mein Brauner Schwierigkeiten machen, und scheute vor dem frisch erlegten und stark mit Schweiß bedeckten Stück Wild an dem der Puma schon den Hals gerissen hatte. Das alte Mittel, das wir so oft in den nordamerikanischen

Wäldern angewandt, half aber auch hier. Ich netzte meine Hand mit Schweiß (Blut) des erlegten Stückes und rieb es dem Pferde, während ich es mit der Linken fest im Gebiß hielt, um die Nüstern. Allerdings schreckte es davor zurück und suchte aufzubäumen, beruhigte sich aber gleich wieder, und scheute sich jetzt nicht mehr im Geringsten vor der Witterung.

Mein alter Gaucho, als ich mit Dunkelwerden noch nicht zurück war, hatte Verstand genug, ein Feuer unfern von seinem Rancho auf einer kleinen Erhöhung anzuzünden, so daß ich den Platz mit Leichtigkeit selbst in stockdunkler Nacht erreichen konnte, und als ich ihm von meiner Pumahetze erzählte, war er sowohl wie sein brasilianischer Besuch gleich Feuer und Flamme für eine Jagd am nächsten Morgen. Er meinte dabei ebenfalls, daß der Panther wieder nach dem Dickicht zurückkehren würde, besonders als ich ihm jetzt von der Gestalt erzählte, die ich gleich am ersten Morgen hinter dem Altthier gesehen, und von dem Rascheln, das ich später im Busch gehört. Das war jedenfalls derselbe Puma gewesen, der seinen festen Platz in dem Gebüsch haben mußte.

Zur Vorbereitung für die morgende Jagd tranken wir den Rest meines Lisboaweines aus, legten uns dann früh schlafen, und waren am nächsten Morgen lange

vor Tag auf und gerüstet. Die Pferde wurden eingetrieben, gefangen und gesattelt, und mit Tagesgrauen, von den drei tüchtigen Rüden des Gaucho begleitet, hielten wir direkt auf das Dickicht zu — aber wo war unser Puma? Die Hunde suchten es hin und zurück ein paar Mal durch, wurden auch ein= oder zweimal laut, vielleicht auf der kalten Fährte, aber obgleich wir die Höhe ringsum besetzt hielten, so daß uns kein Gürtelthier hätte unbemerkt entwischen können, ließ sich nicht das Geringste blicken; der Puma war also nicht in sein altes Versteck zurückgekehrt.

Wir wandten uns jetzt der Ravine zu, in der ich ihn aus den Augen verloren, und die Hunde suchten dort lebendiger als je — aber auch umsonst. Sie folgten dem Wasserlauf wohl eine volle Legua, während wir uns, je Zwei an jeder Seite auf der Höhe hielten, aber ebenfalls ohne Erfolg. Es blieb allerdings kein Zweifel, daß der Puma den nämlichen Weg genommen haben mußte, dem die Hunde jetzt folgten, aber dann — natürlich in der Nacht — schien er sich einmal rechts, dann wieder links gewendet zu haben, so daß die Hunde endlich seine Fährte verloren; und als zuletzt auch noch ein Spießer vor ihnen aufstand und flüchtig wurde, war die Sache ganz vorbei. In toller Hetze und mit lautem Gekläff folgten

sie dem, und wir durften unsere Pumajagd jetzt mit gutem Gewissen aufgeben, denn nur der Zufall hätte uns denselben wieder in den Weg führen können. Die Brasilianer, doch einmal im Sattel, wünschten mich jetzt auf meiner weiteren Jagd zu begleiten, aber natürlich verdarben Sie mir Alles und nützten zu gar nichts. Wo wir ein Rudel Strauße trafen, gaben sie ihren Pferden die Sporen, lösten ihre Lassos vom Sattel und schwangen sie wie toll um die Köpfe, aber die Strauße blieben leider immer im Vortheil, auf die Decke brachten sie keinen.

Gegen Mittag kehrten wir nach dem Rancho zurück, und Abends machte ich noch allein und zu Fuß einen Pirschgang, auf dem ich wieder drei Kasuare erlegte. Damit hatte ich aber auch meine Jagd hier beendet, denn ich mußte jetzt nach Cerro largo zurückkehren.

Allerdings redete mir der alte Gaucho noch sehr zu, meinen Besuch um einige Tage zu verlängern; der Puma würde gewiß wieder zurückkehren, wenn wir ihm kurze Zeit Ruhe ließen, und er könnte uns dann nicht mehr entgehen. Außerdem sollte sein Junge gern noch einmal nach Cerro largo hinüberreiten, um einen frischen Weinvorrath für mich zu holen, wenn ich es etwa wünsche: aber ich ließ mich nicht darauf ein. Die

Sache mit dem Puma war viel zu ungewiß, um drei oder vier Tage daran zu wagen; drängte es mich doch auch, meine Reise fortzusetzen, und ich beschloß, unter jeder Bedingung am andern Morgen nach dem Städtchen zurückzukehren, wo ich dann Nachmittags gerade zur rechtee Zeit anlangen konnte, die zweite von Montevideo durchpassirende Postkutsche anzutreffen.

Bezahlung wollten die Leute aber für die kurze Zeit, die ich bei ihnen verlebt, unter keiner Bedingung nehmen, ich hätte ja mein „Fleisch," wie sie meinten, selber geliefert, und die Frau war sehr entzückt, als ich ihr zur Entschädigung, die für mich doch vollkommen nutzlosen Straußenfedern*) überließ.

Am nächsten Morgen um neun Uhr brach ich auf, und Nachmittags um vier Uhr saß ich schon wieder in jenem mörderischen Räderwerk einer Uruguay-Diligence, um mich der brasilianischen Grenze entgegenschütteln zu lassen.

*) Die Federn des amerikanischen Strauß oder Kasuar sind keineswegs so werthvoll wie die des afrikanischen, und werden nur eigentlich zu Wedeln benützt. Die ganzen abgebalgten Häute dieser Vögel habe ich auch oft in den Hütten der Gauchos als Fußdecken oder als Unterbetten zum Daraufschlafen gefunden.

Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.

